



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Queering Goethe.
Ein queer reading von Johann Wolfgang von Goethes
Roman „Die Wahlverwandtschaften“

verfasst von / submitted by

Viktoria Portschy

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2018 / Vienna, 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 344 333

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Englisch, UF Deutsch

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Ass.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Susanne Hochreiter

*Wir haben nicht verschuldet unglücklich zu werden;
aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu seyn.*

(Die Wahlverwandtschaften II14, 314)

Inhalt

1. Einleitung und Verortung.....	1
2. q u e e r	6
2.1. Gender/Queer Studies und Theorie	10
2.2. Kernaussagen der Queer Theory	15
2.3. Heteronormativität	17
2.4. queer lesen – Leerstellen (er)lesen	19
2.4.1. queer.....	19
2.4.2. queer reading.....	22
3. Johann Wolfgang von Goethes „Die Wahlverwandtschaften“	27
3.1. Inhalt	27
3.2. Rezeption	29
4. queer reading der „Wahlverwandtschaften“	35
4.1. Die chemische Gleichnisrede	35
4.1.1. Namensverwandtschaft(en)	40
4.1.2. Die heilige Ottilie	44
4.2. Der doppelte Ehebruch	50
4.3. Homosocial/homosexual desire: Freundschaft(en) und Identität(en)	54
4.3.1. Ottilie.....	56
4.3.2. Charlotte	60
4.3.3. Eduard	63
4.3.4. Der Hauptmann	66
4.4. Leerstellen: Machtgefüge und Begehren.....	68
4.4.1. Das schöne/liebe Kind und das Kind	68
4.4.2. Ottilie Hauptmann?	73
4.4.3. Charlotte und der Hauptmann.....	74
4.4.4. Charlotte und Eduard.....	76

4.4.5. Otilie und Eduard	78
5. Zusammenfassung und Ausblick	80
6. Literaturverzeichnis.....	84
6.1. Primärliteratur.....	84
6.2. Sekundärliteratur	84
6.3. Internetquellen	89
7. Anhang	90
7.1. Abstract (Deutsch).....	90
7.2. Abstract (English)	91
7.3. Curriculum vitae	92

1. Einleitung und Verortung

Die vorliegende Diplomarbeit „*Queering Goethe*“ unternimmt in diesem Sinne ein queer reading von Johann Wolfgang von Goethes 1809 erschienenen Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Das Interesse für eine Arbeit dieser Art begründet sich ursprünglich in zwei Lehrveranstaltungen, welche ich im Rahmen meines Studiums am Institut der Germanistik besucht habe. Zunächst war es der Zugang des queer reading, der im Zusammenhang mit Kinder- und Jugendliteratur in einem Proseminar diskutiert und angewandt wurde, und der mir neue Perspektiven der Literaturanalyse und des Lesens aufgezeigt hat. Als ich dann ein Semester später ein Masterseminar zu Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ besuchte, kristallisierte sich ein adäquates Diplomarbeitsthema heraus. Warum also nicht Goethe queer lesen?

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass dieses Diplomarbeitsprojekt nicht das erste dieser Art ist, wissenschaftliche Arbeiten mit einem ähnlichen Ansatz sich aber erst seit kurzer Zeit in unterschiedlichen Disziplinen finden, was auf den interdisziplinären Charakter der queer studies zurückzuführen ist.¹ Einer der ersten queeren Zugänge nicht nur zur Literatur des 18. Jahrhunderts, sondern zum 18. Jahrhundert allgemein fand innerhalb der germanistischen Literaturwissenschaft bereits 1998 publizistisch Niederschlag, nämlich im Sammelband „*Queering the Canon: Defying Sights in German Literature and Culture*“² der amerikanischen Germanist_innen³ Christopher Lorey und John L. Plews. Dieser Sammelband hat es sich zur Absicht gemacht, „the integration of

¹ In der vorliegenden Arbeit werden mitunter die jeweiligen Disziplinen der zitierten Wissenschaftler_innen erwähnt, um den interdisziplinären Charakter der Queer Studies zu illustrieren.

² Lorey, Christopher / Plews, John L. (Hg.): *Queering the Canon: Defying Sights in German Literature and Culture*. Columbia: Camden House 1998.

³ Die Verwendung der Schreibweise mit Gender-Gap folgt der Argumentation von: Herrmann, Kitty: *Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung*. In: *arranca!* Nr. 28. <https://web.archive.org/web/20100117203646/http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245>, letzter Zugriff am 29. März 2018.

queerness in the established canon“⁴ sichtbar(er) zu machen und wirft so einen Blick auf verschiedenste ‚kanonisierte‘ Themen- und Lebensbereiche, wie zum Beispiel Kultur, Literatur sowie das akademische Leben und Wirken. Goethes „Faust“ und „Egmont“ werden in diesem Zusammenhang beispielsweise genauer untersucht; ersteres Werk wird in Bezug auf „homophobic accounting for male-male desire“ als klassisches Beispiel für verzögerte positive Rezeption innerhalb der Wissenschaft erläutert, das Drama „Egmont“ wird im Hinblick auf Aufführungspraxis in Verbindung mit „cross-dressing“ untersucht.⁵

Erst im Jahr 2016 erscheinen zwei Monografien, die sich mit dem Roman „Die Wahlverwandtschaften“ auseinandersetzen und dabei zumindest teilweise queere Ansätze berücksichtigen. Die amerikanische Germanist_in Susan E. Gustafson geht in „Goethe’s Families of the Heart“⁶ einem ähnlich queeren Zugang nach, wie er auch dieser Diplomarbeit zugrunde gelegt ist. Ein wesentlicher Unterschied lässt sich jedoch in den Fokuspunkten dieser beiden Arbeiten finden: Während Gustafson ihr Hauptaugenmerk auf familiäre Beziehungen, wie zum Beispiel „elective affinities between mothers and children“⁷ zwischen Ottilie und Charlotte legt, geht es in der vorliegenden Diplomarbeit vielmehr darum, same sex erotic desire zwischen den Protagonist_innen zu beleuchten, und welche Auswirkungen dieses auf den Plot und das Schicksal der Protagonist_innen hat. Ähnlich wie in dieser Diplomarbeit dargestellt, betrachtet auch Gustafson die sogenannte „chemische Gleichnisrede“ des vierten Kapitels im ersten Teil der „Wahlverwandtschaften“ als einen zentralen queeren Moment des Romans, der viel über die Darstellung von zwischenmenschlichen Beziehungen aussagt und auch vorausdeutet.⁸ In „Novel Affinities: Composing the Family in the German Novel, 1795–1830“⁹ zeigt

⁴ Lorey, Christopher / John L. Plews: Defying Sights in German Literature and Culture: An Introduction to Queering the Canon. In: Lorey, Christopher / Plews, John L. (Hg.): Queering the Canon: Defying Sights in German Literature and Culture. Columbia: Camden House 1998, S. xiii–xxiv, hier: S. xxi

⁵ vgl. und beide Zitate Lorey/Plews (1998), S. xx.

⁶ Gustafson, Susan E.: Goethe’s Families of the Heart. New York: Bloomsbury Academic 2016.

⁷ Gustafson (2016), S. 9.

⁸ vgl. ebd., S. 14–21.

⁹ Eldridge, Sarah Vandegrift: Novel Affinities. Composing the Family in the German Novel, 1795 – 1830. Rochester: Camden House 2016.

die amerikanische Germanist_in Sarah Vandegrift Eldridge anhand der „Wahlverwandtschaften“, dass das Genre des Romans „not a single, monolithic entity“¹⁰ ist, sondern dass Goethe mit den „Wahlverwandtschaften“ innerhalb dieses Genres eine Vielfaltigkeit von Ideen und Konzepten von „subjecthood, development, affection, education, and witnessing“¹¹ vorschlägt und eine Diskussion darüber eröffnet. Eldridge geht der Frage nach, warum die Protagonist_innen sich viel eher Natürlichem, aber nicht Menschlichem widmen, und wie diese Tatsache im Kontext der literarischen Produktion des 18. Jahrhunderts zu sehen ist, wobei diese Arbeit nicht per se als queere Studie zu verstehen ist.¹² Im Gegensatz zu meiner Diplomarbeit wird bei Eldridge Begehren nicht mit queerer Lesart thematisiert, sie stellt vielmehr die Konstitution der Familie und erweiterten Familie und damit einhergehenden Themen in den Vordergrund.

Konträr zu den beiden obengenannten Monografien soll der Fokus dieser Diplomarbeit auf dem queeren Begehren der Protagonist_innen und den Leerstellen innerhalb des Romans liegen.

Goethes Sicht auf die gleichgeschlechtliche Liebe kann nur im Rückgriff auf die Antike verstanden werden – eine Antike, die für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert lebendig war. Noch stärker als viele seiner Zeitgenoss_innen empfand Goethe, den die vorurteilslose Erforschung der menschlichen Natur antrieb, die Antike und insbesondere die griechische Liebe als brennend aktuell und dichterisch anregend.¹³

Viele der griechisch-antiken Topoi innerhalb der „Wahlverwandtschaften“ wurden in der germanistischen Literaturwissenschaft bereits diskutiert¹⁴, im Rahmen

¹⁰ Eldridge (2016), S. 146.

¹¹ vgl. und direktes Zitat Eldridge (2016), S. 146.

¹² vgl. ebd., S. 147–148.

¹³ Wilson, W. Daniel: Goethe – Männer – Knaben. Ansichten zur „Homosexualität“. Berlin: Insel 2012, S. 14.

¹⁴ Vgl. hier vor allem Sampaolo, Giovanni: Proserpinens Park: Goethes „Wahlverwandtschaften“ als Selbstkritik der Moderne. Stuttgart: Metzler 2003 und Wiethölter, Waltraud: Legenden. Zur Mythologie von Goethes Wahlverwandtschaften. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaften und Geistesgeschichte 56 (1982), S. 1–64.

dieser Diplomarbeit soll in Ergänzung dazu auf den oben beschriebenen Topos des gleichgeschlechtlichen Begehrens eingegangen werden. Goethe scheint, bildlich gesprochen, mit seinen Leser_innen in gewisser Weise Verstecken spielen zu wollen, er präsentiert ein „dicht geknüpft[e] Netz von Assoziationen, die in seinem Werk auf die gleichgeschlechtliche Liebe verweisen.“¹⁵ Jedoch soll, oder vielmehr muss, in diesem Zusammenhang die Perspektive gewahrt werden, dass die heterosexuelle Liebe in Goethes Gesamtwerk viel offensichtlicher thematisiert wird als die homosexuelle.¹⁶ Die vorliegende Diplomarbeit leistet einen Beitrag dazu, den Leser_innen die Augen dafür zu öffnen, „wie aktuell [Goethes] Sicht auf die gleichgeschlechtliche Liebe“¹⁷ war und ist, und inwiefern nicht nur diese queere Art von Begehren in ein klassisches, kanonisiertes Werk eingeschrieben ist.

Um ein möglichst breites Verständnis der Queer Theory zu demonstrieren, wird im ersten Abschnitt der vorliegenden Arbeit der Begriff „queer“ definitorisch umrissen, wobei auf die interdisziplinäre Verortung dieser Theorie einzugehen sein wird. Auch wird ein Überblick über die queere Lesart, das queer reading, präsentiert.

Im darauffolgenden Abschnitt wird das Hauptaugenmerk auf Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ gelegt. Nach einer knappen Inhaltsangabe fokussiert dieser Abschnitt auf die Rezeption des Romans bei Zeitgenoss_innen. Dieser Abschnitt zeigt auf, dass die Rezeptionsgeschichte dieses Werks so vielseitig war, wie sie der Autor auch intendiert hat. Widersprüchliche Argumente in Briefen und privaten Aufzeichnungen legen Rechnung darüber ab, wie divergierend die Meinungen und Aussagen der Zeitgenoss_innen zu diesem Werk waren, und welche der im Roman behandelten Themen Einfluss auf das Leben von manchen Zeitgenoss_innen hatten.

Der vierte Abschnitt beinhaltet den Hauptteil dieser Diplomarbeit: die ausführliche Analyse und das close reading der „Wahlverwandtschaften“. In vier

¹⁵ vgl. und direktes Zitat Wilson (2012), S. 36.

¹⁶ vgl. ebd., S. 37.

¹⁷ ebd., S. 37.

Unterabschnitten werden queere Momentaufnahmen innerhalb des Romans dargestellt und auf Leerstellen hin analysiert. Ein Großteil dieses Abschnitts wird auch den Figurenkonstellationen und der/den Freundschaft/en und Identität/en der Protagonist_innen gewidmet, wobei das Begehren beziehungsweise erotic desire im Vordergrund steht.

Abschnitt fünf, in welchem die Ergebnisse der Analyse zusammengefasst und mit Blick auf die Forschungsfrage präzisiert werden, bildet den Abschluss dieser Diplomarbeit.

2. q u e e r

Seit etwa zwanzig Jahren spielen die Queer Studies in der deutschsprachigen Wissenschaft eine Rolle. Jedoch wollen sie „keine ‚normale‘ wissenschaftliche Disziplin sein [...], sondern vielmehr die etablierte gesellschaftliche Ordnung als zweigeschlechtlich und heterosexuell organisierte Zwangsveranstaltung auf den Kopf stellen – mit wissenschaftlichen Mitteln.“¹⁸ Im Gegensatz dazu haben sich die Queer Studies im anglofonen Raum, vor allem in den USA, bereits Anfang der 1990er-Jahre entwickelt.¹⁹ Der Anglist_ Donald E. Hall und die Anglist_in Annamarie Jagose argumentieren, dass eine genaue Wiedergabe der Entstehungsgeschichte der Queer Studies dem Grund ihres Entstehens widersprechen würden, aufgrund ihrer Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit:

For these reasons, it remains important to narrate the emergence and continued cultural and critical life of queer studies in terms of a range of different contexts, which include feminism, radical movements of color, the lesbian and gay movements, AIDS activism, various sexual subcultural practices such as sadomasochism and butch/femme stylings, poststructuralist thought – particularly the work of Michel Foucault – postcolonialism and diasporic studies, transgender and disability studies.²⁰

Grob zusammengefasst heißt das, dass Queer Studies den Versuch unternehmen, Platz für alternative Denkweisen über „sex/gender and sex/sexuality, between sexual identities and erotic behaviors, between practices of pleasure and systems of sexual knowledge“²¹ zu schaffen. Ein entscheidender Faktor dabei ist, dass Queer Studies verschiedene Kategorien in diese Denkweisen miteinbeziehen. Diese „axes of social difference“ sind zum Beispiel „race, ethnicity, class, gender, nationality and so on“²², was unter anderem ein Grund dafür ist, dass die Queer Studies keine festgeschriebene

¹⁸ Degele, Nina: Gender/Queer Studies. Eine Einführung (= UTB 2986 Basiswissen Soziologie, hg. dies. und Christian Dries u.a.). Paderborn: Wilhelm Fink 2008, S. 42.

¹⁹ Hall, Donald E. und Annamarie Jagose: Introduction. In: Hall, Donald E.; Jagose, Annamarie u.a. (Hg._innen): The Routledge Queer Studies Reader. New York and London: Routledge 2013, S. xiv–xx, hier: xvi.

²⁰ ebd.

²¹ ebd.

²² ebd.

wissenschaftliche Disziplin darstellen.²³ Zusätzlich dazu ist auch die Berechtigung als eigene wissenschaftliche Disziplin im deutschsprachigen Raum immer wieder hinterfragt worden. So schreibt zum Beispiel die Soziolog_in Sabine Hark: „In der Tat befindet sich queer Theorie zwar auf vielen Wegen, sicherlich jedoch nicht auf dem, an der deutschsprachigen Universitäten eine bequeme Heimstatt zu finden, eine ‚normale‘ Disziplin zu werden.“²⁴ Die Ursache dafür sieht sie vor allem darin, dass das „spezifische homophobe gesellschaftlich Unbewusste“ im englischsprachigen Raum „skandalträchtiger operieren konnte und deutlich schneller [...] in einer kommerzialisierten Artikulation Verbreitung fand.“²⁵ Die Germanist_in Anna Babka widerspricht Hark hier in Teilen, wenn sie schreibt, dass „die Queer Studies im Bereich der Germanistischen Literaturwissenschaft einen gewissen Grad der Institutionalisierung erreicht haben und *queere* Theoriebildung im Deutungskanon angekommen ist“.²⁶ Einig sind sich die beiden Wissenschaftler_innen jedoch, wenn es um die Zukunftsaussichten der Queer Studies geht; so schreibt Hark, dass deren Zukunft darin bestünde, „damit zu rechnen, keine Zukunft zu haben“²⁷. Babka stimmt ähnliche Töne an: „Vielleicht hat auch die Theoriebildung innerhalb der germanistischen Literaturwissenschaft nur eine Zukunft, wenn sie sich permanent selbst in Frage stellt und sich in ihrer Vorläufigkeit einrichtet.“²⁸

Diese beiden Aussagen stimmen mit den Definitionsversuchen des Begriffs „queer“ von zwei großen Vordenker_innen der Queer Studies²⁹ überein, jenen

²³ vgl. Hall/Jagose (2013), S. xvii und Hark, Sabine: Total normal? Queer Theorie in der Akademie. In: Babka, Anna und Susanne Hochreiter (Hg._innen): Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen. Wien: Vienna University Press 2009, S. 51–62.

²⁴ Hark (2009), S. 52.

²⁵ Beide Zitate ebd., S. 59.

²⁶ Babka, Anna: Sich in der Vorläufigkeit Einrichten oder in-side-out. Postkoloniale Theorie und Queertheorie im Theorie- und Deutungskanon der Germanistischen Literaturwissenschaft. Kakanien Revisited, 22.06.2009, online: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/ABabka1.pdf>, S. 4.

²⁷ Hark (2009), S. 61.

²⁸ Babka (2009), S. 6.

²⁹ Als weitere wichtige Akteur_innen der Queer Theory/Queer Studies sind aus dem englischsprachigen Raum neben Judith Butler noch Monique Wittig, Michael Warner, Gayle S. Rubin, David Halperin und Eve Kosofsky Sedgwick zu nennen, auf die im Laufe der Diplomarbeit noch genauer eingegangen wird. Im deutschsprachigen Raum ist die Queer Theory als sehr junge

von Eve Kosofsky Sedgwick und Judith Butler. Für Judith Butler entspringt der Terminus „queer“ einer Interpellation, die nach „status of force and opposition, of stability and variability“ innerhalb der Performativität fragt.³⁰ Ihr geht es darum, dass der negativ konnotierte Begriff „queer“ in seiner Performanz das Subjekt definiert. Verallgemeinert sieht Butler die Zukunft der Queer Studies darin, dass sich der Begriff selbst einer Bedeutungsverschiebung unterziehen wird: „The term will be revised, dispelled, rendered obsolete to the extent that it yields to the demands which resist the term precisely because of the exclusions by which it is mobilized.“³¹

Auch die zweite, bereits zuvor erwähnte, Vordenker_in der Queer Studies, Eve Kosofsky Sedgwick, hat „queer trouble“³² bei einem Definitionsversuch und so gibt sie verschiedene Definitionsmöglichkeiten:

That's one of the things 'queer' can refer to: the open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning when the constituent elements of anyone's gender, of anyone's sexuality aren't made (or *can't be made*) to signify monolithically.³³

Einerseits beschreibt queer also Überschneidungen und Lücken, sowie Bedeutungsüberschüsse und -auslassungen. Queer ist all das, was nicht binär festgemacht werden kann. Zusätzlich zu dieser Bedeutung präsentiert Kosofsky Sedgwick eine weitere mögliche Definition:

Disziplin angesehen; hier sind vor allem Sabine Hark, Nina Degele, Gudrun Perko und Andreas Kraß zu erwähnen.

Für einen weiterführenden kurzen Überblick zum Thema Queer Theory/Queer Studies siehe: Perko, Gudrun: Wissenschaftstheoretische Grundlagen zu Queer Theory als Hintergrundfolie von Queer Reading. In: Babka, Anna und Susanne Hochreiter (Hg._innen): Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen. Wien: Vienna University Press 2009, S. 69–88.

³⁰ vgl. Butler, Judith: Critically Queer. In: Hall, Donald E.; Jagose, Annamarie u.a. (Hg._innen): The Routledge Queer Studies Reader. New York and London: Routledge 2013, S. 18–31, hier: S. 19, direktes Zitat ebd.

³¹ ebd., S. 21.

³² ebd.

³³ Kosofsky Sedgwick, Eve: Queer and now. In: Hall, Donald E.; Jagose, Annamarie u.a. (Hg._innen): The Routledge Queer Studies Reader. New York and London: Routledge 2013, S. 3–17, hier: S. 8.

At the same time a lot of the most exciting recent work around 'queer' spins the term outward along dimensions that can't be subsumed under gender and sexuality at all: the ways that race, ethnicity, postcolonial nationality criss-cross with these *and other* identity-constituting, identity-fracturing discourses, for example.³⁴

Es geht also um Identität und all das, was identitätsstiftend wirkt. Kosofsky Sedgwick betont dabei aber gleichzeitig, dass all diese Merkmale und Konzepte ineinander und miteinander verfließen. Nicht nur das, queer schließt auch jene Konzepte mit ein, die Identitäten zerbrechen lassen.

'Queer' seems to hinge much more radically and explicitly on a person's undertaking particular, performative acts of experimental self-perception and filiation. A hypothesis worth making explicit: that there are important senses in which 'queer' can signify only *when attached to the first person*. One possible corollary: that what it takes—all it takes—to make the description 'queer' a true one is the impulsion *to* use it in the first person.³⁵

Als dritte mögliche Option einer Definition argumentiert Kosofsky Sedgwick, dass queer erst dann passend verwendet wird, wenn es an die ‚erste Person‘ gebunden ist, das heißt, wenn es von einer Person reflexiv benutzt wird.

Was all diese Definitionsversuche jedoch gemeinsam haben, ist, dass es nur schwer möglich scheint, diesen Begriff präzise festzumachen. Genau das macht jedoch queer aus – ein offenes Netz an Möglichkeiten zu sein, denn bei einem Netz ist es nicht nur möglich, davor/dahinter oder innerhalb/außerhalb zu sein, es gibt auch die Möglichkeit *zwischen* den Maschen eines Netzes zu existieren. Diese Vorstellung von queer soll vorerst als konzeptionelle Ausgangsbasis für weitere Überlegungen und Lesarten dienen.

In den folgenden Abschnitten gebe ich zunächst ein überblicksartiger Abriss über die Entstehung der Queer Studies, bevor einige Kernaussagen der Queer Studies präsentiert werden. Der Begriff der Heteronormativität wird umrissen, um

³⁴ ebd.

³⁵ ebd., S. 9.

zu einer für diese Diplomarbeit gültigen Definition zu kommen, bevor die Methode des queer readings genauer untersucht wird.

2.1. Gender/Queer Studies und Theorie

Gender Studies und Queer Studies lassen sich wohl kaum unabhängig voneinander diskutieren. So beschreibt die Soziolog_in Nina Degele, dass sich einerseits die Gender Studies aus dem Feminismus der 1970er-Jahre entwickelt haben, während sich die Queer Studies rund zwanzig Jahre später aus „philosophischen und literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen des französischen Post-strukturalismus“³⁶ entwickelt haben. Im Mittelpunkt der Queer Studies stehen einerseits die Analyse und das Hinterfragen von „Normalitäten sowie von wirklichkeitserzeugenden Kategorien“³⁷, und andererseits das Sichtbarmachen und Kritisieren von „Normalitäten sowie daran geknüpfte Mechanismen und Prozesse gesellschaftlicher Normierungen.“³⁸ Das heißt, dass sich die Queer Studies mit „normalisierende[n] Praxen und Glaubenssätze[n] rund um Geschlecht, Sexualität und andere[n] ‚Normalitäten‘“³⁹ auseinandersetzen. Kritik wird damit nicht nur an Gesellschaftsordnungen geübt, sondern auch an Institutionen wie der Ehe oder Familie sowie an der Logik des binären Denkens, das heißt der Heteronormativität,⁴⁰ worauf im Laufe dieses Abschnitts noch genauer einzugehen sein wird. Wenn sich auch das eine Themenfeld aus dem anderen heraus entwickelt hat, so scheint es doch nicht lohnend zu sein, Queer Studies und Gender Studies voneinander zu trennen. Degele betont sogar, dass es „so deutliche inhaltliche und personelle Überschneidungen wie auch gemeinsame Fragestellungen [gäbe], dass es

³⁶ Degele (2008), S. 10.

³⁷ ebd., S. 11.

³⁸ ebd., S. 12.

³⁹ ebd., S. 41.

⁴⁰ vgl. Hark, Sabine: Queer Studies. In: Braun, Christina von und Inge Stephan (Hg._innen): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln, Weimar, Wien: Böhlau ³2013, S. 449–470, hier: S. 449.

wenig Sinn [mache] die historisch unterschiedlich gesetzten Themenschwerpunkte gegeneinander auszuspielen.“⁴¹

Hark wiederum definiert Queer Studies als interdisziplinären Korpus von Wissen, welcher annimmt, dass Geschlecht und Sexualität innerhalb einer Kultur geschaffen werden. Als zweite wichtige These innerhalb der Queer Studies sieht Hark die Tatsache, „dass die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität in komplexer Weise koexistieren, sich bedingen und wechselseitig stabilisieren.“⁴² Durch die Konstruktion und Dekonstruktion gewisser Normen und Normalitäten wird durch das aktive Hinterfragen Raum geschaffen, der abseits eines binären Systems Platz für Interpretationen und Geschlechterperformanzen schafft.

Um nun eine, auf der oben genannten Definition von „queer“ aufbauende Begriffsbestimmung hervorzubringen, ist es in einem nächsten Schritt maßgeblich, sich mit Gender Studies auseinanderzusetzen, um auf der einen Seite die Kritik an Normierungen und Ausschlussmechanismen mit der Kritik an bestehenden Geschlechternormen queeren, und um andererseits eine zielgerichtete Perspektive in der Betrachtung verschiedener (gesellschaftlicher) Normen einnehmen zu können. Wie bereits erwähnt, wurzelt die Queer Theory in zwei verschiedenen Strömungen der feministischen Theoriebildung: einerseits im interaktionistischen Konstruktivismus, andererseits im diskurstheoretischen Dekonstruktivismus.⁴³ Im interaktionistischen Konstruktivismus geht es „um die konkreten *Prozesse*, wie Geschlechter (und damit eben auch vergeschlechtlichte Strukturen und der gesellschaftliche Tatbestand der Zweigeschlechtlichkeit) *gemacht* werden.“⁴⁴ Das heißt, dass, im literarischen Sinne, Beobachtungen auf kleinem Raum, also im Text gemacht und diese analysiert werden. Soziale Prozesse, also Interaktionen, zwischen mindestens zwei handelnden Personen werden untersucht, wobei auf die Konstruktion von Geschlecht und Beziehung besonderes Augenmerk gelegt wird. Diese Situationen können dabei persönlich,

⁴¹ Degele (2008), S. 11.

⁴² Hark (2013), S. 449.

⁴³ vgl. Degele (2008), S. 14.

⁴⁴ Degele (2008), S. 17.

schriftlich oder auditiv definiert sein.⁴⁵ In diesem Kontext ist abermals Butler zu erwähnen, die den Nachweis erbringen möchte, „dass nicht nur die soziale Geschlechtsidentität (gender), sondern auch das (vermeintlich) natürliche Geschlecht (sex) durch wiederholte performative Akte, die sich stets innerhalb normativer diskursiver Regimes vollziehen, als solches erst hervorgebracht wird.“⁴⁶ Das heißt also, dass innerhalb dieser performativen Akte stets Geschlechtsidentität(en) und Geschlecht dargestellt werden. Butler beschreibt dies folgendermaßen:

If the inner truth of gender is a fabrication and if a true gender is a fantasy instituted and inscribed on the surface of bodies, then it seems that genders can be neither true nor false, but are only produced as the truth effects of a discourse of primary and stable identity.⁴⁷

Infolgedessen lässt sich argumentieren, dass sich innerhalb der verschiedenen Geschlechter und Geschlechteridentitäten unterschiedliche Äußerungen oder eben Performanzen ebendieser Konzepte hervortun. Butler argumentiert weiter:

If the ‘cause’ of desire, gesture, and act can be localized within the ‘self’ of the actor, then the political regulations and disciplinary practices which produce that ostensibly coherent gender are effectively displaced from view. The displacement of a political and discursive origin of gender identity onto a psychological ‘core’ precludes an analysis of the political constitution of the gendered subject and its fabricated notions about the ineffable interiority of its sex or of its true identity.⁴⁸

Eben diese performativen Effekte sind es, die beides, sowohl das Geschlecht als auch die Geschlechteridentität(en), als vielschichtig und konstruiert etablieren. In diesem Zusammenhang sind auch immer die Normen der Gesellschaft zu erwähnen, innerhalb welcher diese performativen Akte stattfinden.

Das heißt, dass Gender/Queer Studies sowohl konstruieren als auch dekonstruieren. Mit Konstruktion ist in diesem Kontext darauf verwiesen, „dass Sachverhalte in der Welt nicht einfach gegeben [sind], sondern vielmehr [...] in

⁴⁵ vgl. ebd., S. 18.

⁴⁶ Babka, Anna und Gerald Posselt: Gender und Dekonstruktion. Begriffe und kommentierte Grundlagentexte der Gender- und Queer-Theorie. (= UTB 4725). Wien: Facultas 2016, S. 36.

⁴⁷ Butler (2007), S. 186.

⁴⁸ ebd.

menschliche Bedeutungshorizonte eingebettet sind, die sie allererst intelligibel und als solche erfahrbar machen.“⁴⁹ Nur durch die Konstruktion von Normen und Wirklichkeit können wir eben diese verstehen und erfahren. Durch die Konstruktion erschaffen wir unsere Wirklichkeit. Die Dekonstruktion andererseits führt diesen Gedankengang einen Schritt weiter und wird als das kritische Infragestellen „des Systems binär hierarchisierter Oppositionen [...], das für das Denken [...] grundlegend ist“⁵⁰, beschrieben. „Ziel der Dekonstruktion ist dabei nicht die einfache Umkehrung oder Auflösung der Oppositionen, sondern vielmehr der Aufweis ihrer inhärenten Instabilität und Machtgesättigkeit.“⁵¹ Das bedeutet, dass die zuvor konstruierte Wirklichkeit, um Wirklichkeit bleiben zu können, ständig hinterfragt und kritisiert werden muss, um neu konstruiert werden zu können. Dadurch werden uns auch verschiedene Möglichkeiten außerhalb eines binären Systems geboten und die Tür zu den Queer Studies wird geöffnet.

Vor allem (aber nicht nur) Geschlechternormen, Normen der Heterosexualität und die Normierung sexueller Identitäten stehen im Fokus der Queer Studies. „Dabei geht es um die Frage, inwiefern Normen an der Verfestigung männlicher Herrschaft und der Fortschreibung patriarchaler Strukturen beteiligt sind sowie welche Rollen Normen für die Konstitution marginalisierter Subjektivitäten spielen.“⁵² Diese binären Geschlechternormen und die Normierung sexueller Identitäten spielen auch im Kontext der Heteronormativität eine zentrale Rolle. Binäre Systeme sind jedoch „niemals neutral, sondern immer schon hierarchisiert [...], insofern stets ein Term des Oppositionspaares gegenüber dem anderen privilegiert wird, sodass die eine Seite immer als das Negative der anderen erscheint“.⁵³ Wie bereits zuvor angesprochen, bedeutet dies in der Dekonstruktion aber nicht schlichtweg die Gegensätze umzukehren, sondern die „prinzipielle Instabilität dieser Oppositionen aufzuzeigen und ihre interne

⁴⁹ Babka/Posselt (2016), S. 67.

⁵⁰ ebd., S. 47.

⁵¹ ebd.

⁵² ebd., S. 80.

⁵³ ebd., S. 45.

Hierarchisierung kritisch in Frage zu stellen.“⁵⁴ Butler argumentiert in diesem Sinne über die „Notwendigkeit, die Geschlechterbinarität von innen zu unterminieren, indem auf deren inhärente Instabilität und Unentscheidbarkeit Bezug genommen wird.“⁵⁵

Werte und Normen, welche die Gesellschaft konstituiert und sie gleichzeitig zusammenhalten, sind es, die für Ordnung und die Aufrechterhaltung von Machtstrukturen sorgen.⁵⁶ Im Sinne der Literaturwissenschaft argumentiere ich hier, dass diese Machtstrukturen auch in der Zusammensetzung ‚klassischer‘ kanonisierter Werke sichtbar werden. Durch eben diese Machtgefüge definieren sich bestimmte gesellschaftliche Kreise, die Menschen oder literarische Werke einerseits ein- und andererseits ausschließen.

The construction and reconstruction of the canon tells us how a given section of society requiring a system which naturalizes and authorizes its own set of values, assembles a literary inventory for itself and others in order to place itself in that position of authority, less as people who discern quality than as people of quality, who, in turn, authorize, that is, invent and assign value.⁵⁷

Der literarische Kanon ist also ein selbstreflektierendes Instrument der Gesellschaft anzusehen, das mit dem Bild konzentrischer Kreise veranschaulicht werden kann. Als ‚innerer Kreis‘ werden die heteronormativ agierenden Mächtigen angenommen, während der ‚äußere Kreis‘ den Rest, die Anderen der Gesellschaft darstellt. Dieser sich ständig bewegende Zyklus ermöglicht es Werken, die einst als queer angesehen wurden, als Standardwerke einer heteronormativen Gesellschaft in den Kanon aufgenommen zu werden: „*the once excluded can become exclusive*.“⁵⁸

⁵⁴ ebd.

⁵⁵ ebd., S. 46.

⁵⁶ vgl. Degele (2008), S. 13.

⁵⁷ Lorey/Plews (1998) S. xvi.

⁵⁸ Vgl. und direktes Zitat Lorey/Plews (1998), S. xvi: The canon is thus a system that incorporates into its own shifting body those endeavours initially *excluded* from the self-proclaimed sociocultural center. In fact, it seems to be the clandestine rule of the canon that *the barred* become *the standard*.

Aufgrund der Vielschichtigkeit der Absichten und Themen, welche innerhalb der Gender Studies und Queer Studies als „transdisziplinäre Forschungsrichtungen“⁵⁹ zu finden sind, zielen diese auf die tatsächliche Anwendung der Ansätze in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, wie zum Beispiel der Literaturwissenschaft, ab. Dabei geht es vor allem um die Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht und Geschlechternormen⁶⁰ und wie diese in literarischen Werken repräsentiert sind. Um nun diesen Schritt nach der Suche von Geschlechtern und Geschlechternormen und deren (De-)Konstruktion machen zu können, ist es zunächst notwendig, den Begriff der bereits erwähnten Heteronormativität genauer zu betrachten.

2.2. Kernaussagen der Queer Theory

Als kurze Zusammenfassung und Überblick gibt dieser Abschnitt die Kernaussagen der Queer Theory in Bezug auf die in dieser Diplomarbeit relevante plural-queere Variante der Philosophin Gudrun Perko wieder.⁶¹

Die plural-queere Variante innerhalb der Queer Theory setzt sich mit „Pluralität und Diversität, [...] Identitätspolitik und Identitätsdenken“⁶² auseinander, indem sie diesen Konzepten entgegensteht und sie kritisch hinterfragt. Das heißt, dass Menschen in ihrem Leben und Sein „in ihrer Vielheit und Vielfältigkeit sowie in ihrer Gleichheit und absoluten Verschiedenheit (oder Andersheit) charakterisiert“ werden.⁶³ Unter Pluralität versteht Perko, und so wird dieser Begriff auch in dieser Diplomarbeit verwendet,

die existierende Vielfalt und Vielfältigkeit menschlichen Seins und menschlicher Lebensweisen insofern gleich ernst zu nehmen und anzuerkennen als das Sein der einen um nichts besser ist als das Sein der anderen und keine Maßstäbe gesetzt werden, wer als ‚normaler‘

⁵⁹ Babka/Posselt (2016), S. 37.

⁶⁰ vgl. ebd.

⁶¹ vgl. Perko (2009), S. 83.

⁶² ebd.

⁶³ vgl. Perko (2009), S. 83, direktes Zitat ebd.

Mensch gilt und wer nicht, wessen Identität, Trans-Identität, Cross-Identität oder Nicht-Identität oder wessen Geschichte ins gesellschaftliche Mainstream institutionalisierter Identität(en) passt und wessen nicht.⁶⁴

Als Kernaussagen identifiziert Perko dabei folgende:

- Sein-Lassen verschiedener und mehrdimensionaler Formen von Identitäten, Identitäten ohne Kern, Nicht-Identitäten bzw. Trans- und Crossidentitäten.
- Bemühung um die Aufhebung aller eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten.
- Mehrdeutigkeit zulassen, die sich auf nichts notwendigerweise bezieht.
- Möglichkeit der Selbstdefinition aller Subjekte, so sie sich definieren wollen.
- Eröffnung vielfältiger Räume für vielfältige Ausdrucksformen von Geschlecht und Sexualität.
- Feld von Möglichkeiten mit dem Charakter der Unbestimmtheit und die Strategie der Unbestimmtheit sein lassen.
- Verknüpfen mehrerer Kategorien (Sex/Gender, Alter, Hautfarbe, Klasse, kulturelle Herkunft, Ability etc.)
- Anerkennung von Vielfältigkeiten, Ambiguitäten, Diversitäten und Pluralität.⁶⁵

Diese Kernaussagen werden in einem der folgenden Abschnitte in Relation zu queer reading gesetzt, um ein Fundament beziehungsweise ein Gerüst für die Analyse im Hauptteil dieser Diplomarbeit zu bilden.

⁶⁴ ebd., S. 83–84.

⁶⁵ ebd., S. 83.

2.3. Heteronormativität

Heteronormativität ist ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt – beziehungsweise beitragen soll.⁶⁶

Um Degele zu dieser Definition folgen zu können, müssen in einem binären Geschlechtersystem „Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechtsrolle und sexueller Orientierung gleichgesetzt“⁶⁷ werden, und zwei Geschlechter – Frau und Mann – akzeptiert und etabliert sein, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen.⁶⁸ Hark argumentiert ähnlich, wenngleich pointierter:

dass es nämlich zwei und nur zwei Geschlechter gibt, dass diese zwei Geschlechter biologisch (natürlicherweise) gegeben sind und sich im Laufe eines Lebens niemals ändern, dass alle Personen ausnahmslos natürlicherweise einem Geschlecht angehören, dass schließlich die Genitalien als der objektive Beweis eines Geschlechts gelten und, [...] dass diese beiden Geschlechter sich natürlicherweise wechselseitig begehren, Heterosexualität also als Regime der Regulierung von Geschlecht funktioniert und zugleich der Sinn von Zweigeschlechtlichkeit ist –, ist hier das unbestrittene Maß aller Dinge und Verhältnisse.⁶⁹

Das heißt auch, dass Menschen „natürlicherweise zweigeschlechtlich organisiert“⁷⁰ sind, was wiederum die Heterosexualität als einzige Konsequenz zur Folge hat. Weiters sei die Heterosexualität ein Ergebnis

aus jenem Dispositiv kontinuierlich durchgesetzter und wechselseitig miteinander verschränkter, vielfältig normativer, gesetzlicher, kultureller und sozialer Regulierungen, die die heteronormativ organisierte, zweigeschlechtliche symbolische Ordnung als das Medium der

⁶⁶ Degele (2008), S. 89.

⁶⁷ ebd., S. 88.

⁶⁸ vgl. Degele (2008), S. 88.

⁶⁹ Hark, Sabine: Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. In: Paul, Barbara; Schubarth, Caroline; Tietz, Lüder (Hg._innen): Queer as... – Kritische Heteronormativitätsforschung aus interdisziplinärer Perspektive (unter Mitarbeit von Caroline Schubarth). Bielefeld: transcript 2016, S. 53–72; hier: S. 54–55; vgl. auch Hark (2013), S. 459–461.

⁷⁰ Degele (2008), S. 88.

Verständigung über sexuelle geschlechtliche Identität hervorbringt. Als Norm ist Heteronormativität deshalb ‚unentrinnbar‘ – was auch für diejenigen gilt, die nicht heterosexuell leben.⁷¹

Heteronormativität bezieht sich daher nicht nur auf Menschen, ihre Körper und (scheinbar vordefinierte) sexuelle Orientierung, sondern auch auf „gesellschaftliche Strukturen und Organisationsweisen.“⁷² Degele betont auch, dass Heterosexualität und Heteronormativität nicht als synonyme Konzepte zu sehen seien, sondern, dass vielmehr das eine Konzept das andere als Konsequenz habe:

Denn während Heterosexualität im binären System der Zweigeschlechtlichkeit Formen sexueller Praktiken zwischen Männern und Frauen bezeichnet, bezieht sich Heteronormativität auf dahinter stehende Institutionen, Denkstrukturen und Wahrnehmungsmuster, die Heterosexualität nicht nur zur Norm stilisieren, sondern als Praxis und Lebensweise privilegieren.⁷³

Anders ausgedrückt bedeutet dies, dass Heterosexualität auf diese Art und Weise zu einer „unhintergehbaren, transzendentalen Voraussetzung jeglicher Kultur [wird]; sie ist deren Grammatik, das, was Kultur erst ermöglicht und daher in jedem Fall geschützt werden muss.“⁷⁴

Queer Theory versucht daher mit dem Begriff der Heteronormativität genau das zu kritisieren und zu hinterfragen, was eben diese zu schützen versucht: „Heterosexualität als Norm und Institution, Praxis und Matrix zum Objekt des Wissens, zum Ziel von Kritik zu machen.“⁷⁵ Dabei geht es unter anderem um

Reproduktionsmechanismen, Vernetzungen und [institutionelle] Zwänge, die dafür sorgen, dass Heterosexualität als zeitlos, unveränderbar und als Inbegriff von Geschichte gleichsam jenseits von Geschichte erscheint. Analysiert wird die heteronormative Grundierung und Fundierung der sozialen Textur unserer Gesellschaft und ferner, wie Heterosexualität eben als Identität und Institution, als Praxis und System eingewoben ist in Geschlechterkonzeptionen, in Nation, Recht,

⁷¹ Hark (2016), S. 63.

⁷² Degele (2008), S. 88.

⁷³ ebd., S. 88–89.

⁷⁴ Hark (2016), S. 62.

⁷⁵ ebd.

Ehe, Familie und Verwandtschaft, Körper, Individualität, Familie oder wohlfahrtsstaatliche Systeme; wie sie eingeschrieben ist in (alltags-) kulturelle Praxen [...] und wie Heteronormativität ökonomische Verhältnisse strukturiert [...].⁷⁶

Um das Sichtbarmachen von (scheinbar) Unsichtbarem geht es auch im queer reading. Diese Lesart wird im folgenden Teil umrissen, um dann im praktischen Teil der vorliegenden Diplomarbeit zur Anwendung kommen zu können.

2.4. queer lesen – Leerstellen (er)lesen

Um eine Vorstellung davon zu bekommen, was queer reading ausmacht, ist es notwendig, noch einmal den Blick auf das Wort „queer“ selbst zu richten. Hierbei soll jedoch darauf hingewiesen werden, dass die Konnotationen, die in der deutschen beziehungsweise in der englischen Sprache hervorgerufen werden, sich sehr von einander unterscheiden und das Wort „queer“ daher nicht synonym vom Englischen ins Deutsche übersetzt werden kann. Auch die Etymologie des Begriffs ist in beiden Sprachräumen unterschiedlich zu betrachten.

2.4.1. queer

Die Etymologie eines Wortes zu ergründen, sollte für Literaturwissenschaftler_innen, vor allem für Germanist_innen oder Anglist_innen ein Leichtes sein. Nicht so bei dem Wort *queer*, denn hier lassen sich verschiedene Stränge in die jeweilige Sprache zurückverfolgen.

Einer dieser Stränge besagt, dass das englische Wort „queer“ vermutlich auf das deutsche Wort „quer“ zurückgeht.⁷⁷ Dessen Ursprung wird wiederum auf zwei verschiedene Quellen zurückgeführt: einerseits „auf das altenglische Wort *cwer* (krumm, ungerade) [...] oder auf das indogermanische *twerkw* (Lateinisch

⁷⁶ Hark (2016), S. 62–63.

⁷⁷ vgl. Rauchut, Franziska: *Wie queer ist Queer? Sprachphilosophische Reflexionen zur deutschsprachigen akademischen „Queer“-Debatte*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2008, S. 46.

torquere [wenden])“.⁷⁸ Im 16. Jahrhundert wurde das Wort „queer“ im Deutschen mit „exzentrisch“, „seltsam“, „unkonventionell“, „komisch“ bis hin zu „leicht verrückt“ konnotiert.⁷⁹ Im 17. und 18. Jahrhundert waren es weiterhin abwertende Charaktereigenschaften, die dieses Wort beschrieb, bis es dann im 19. Jahrhundert auch, im negativen und abwertenden Sinne, im Kontext der Homosexualität verwendet wurde.⁸⁰

Wenngleich der Begriff heute teils neutraler konnotiert beziehungsweise neutraler verwendet wird, so lohnt sich ein kurzer sprachgeschichtlicher Exkurs zu seinem Gebrauch. Im Zusammenhang mit Erzeugung von Falschgeld („as queer as a three dollar bill“⁸¹) wurde der Begriff ab etwa 1900 im anglofonen Raum auch in der Beschreibung von sexuellen Orientierungen genutzt, und ist nur teilweise einem Bedeutungswandel im Englischen unterlegen.⁸² In Bezug auf diese Bedeutungswandlung schreibt Jagose:

Früher war der Begriff ‚queer‘ im besten Fall ein umgangssprachlicher Ausdruck für ‚homosexuell‘ und im schlimmsten ein homophobes Schimpfwort. Seit ein paar Jahren jedoch wird queer anders gebraucht – als Sammelbegriff für ein politisches Bündnis sexueller Randgruppen und zur Bezeichnung eines neuen theoretischen Konzepts, das sich aus den bereits etablierten Lesbischen und Schwulen Studien entwickelt hat. Schon dieser flüchtige, oberflächliche Blick auf seinen heutigen Gebrauch zeigt, daß queer ein Begriff im Wandel ist. Allerdings muß sich seine Bedeutung nicht einfach nur festigen oder klarer herausbilden, denn gerade die Unbestimmtheit, die Elastizität ist ihm wesentlich.⁸³

Im Gegensatz dazu meint queer als Adjektiv im deutschsprachigen Raum

‚seltsam, komisch, unwohl‘, ‚gefälscht, fragwürdig‘ und ist damit negativ konnotiert. To queer als Verb heißt jemanden ‚irreführen‘, etwas ‚verderben‘ oder ‚verpfuschen‘. To queer hat damit zu tun, etwas oder jemanden aus dem Gleichgewicht, aus einer selbstverständlichen

⁷⁸ ebd.

⁷⁹ ebd.

⁸⁰ vgl. ebd.

⁸¹ ebd., S. 47.

⁸² vgl. ebd., S. 46–47.

⁸³ Jagose, Annamarie: Queer Theorie. Eine Einführung. Berlin: Querverlag 2001, S. 13 zitiert nach Rachut (2008), S. 46.

Ordnung zu bringen. Queer soll verstören, anstatt theoretische, methodische oder disziplinäre Sicherheit zu schaffen. Das kann und soll sich auch auf das eigene Denken beziehen.⁸⁴

In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen – wie bereits teilweise impliziert –, dass der Begriff im deutschsprachigen Raum nach wie vor ein Randdasein führt, wie auch Hark ausführt:

Umgangssprachlich ist *queer* ein Schimpfwort für Homosexuelle, spielt also mit der Assoziation, daß Homosexuelle so was wie Falschgeld sind, mit dem die *straight world*, die Welt der ‚richtigen‘ Frauen und Männer, arglistig getäuscht werden soll. Allerdings wird dadurch auch der Effekt erzeugt, Hetero- sei zu Homosexualität wie ‚natürliches‘ Original zu Kopie [...]. Die politisch wie theoretisch motivierte Verwendung des Begriffs *queer* spielt auf all diese Bedeutungen an und kehrt sie gegen die ‚natürliche Ordnung der Dinge‘. Die Positionierung am Rand der Kultur, als sonderbar und seltsam, als das Falschgeld der offiziellen Währung geschlechtlicher und sexueller Repräsentation wird strategisch affirmiert und als Ausgangspunkt genommen, um die dominante Ordnung der Repräsentation von Geschlecht und Sexualität zu verpfuschen und den Effekt des ‚Natürlichen‘ zu destruieren.⁸⁵

Erst durch eine heteronormative Gesellschaft wird also der Begriff „queer“ konstruiert, indem Normen und Regeln hinterfragt werden, und es dafür einen Ausdruck geben soll. Möglicherweise kann sogar argumentiert werden, dass nur durch die Heteronormativität nicht nur der Begriff mit seiner Geschichte und Bedeutung queer hervorgebracht wurde, sondern auch, dass durch seine Existenz die bereits erwähnte (imaginierte) ‚natürliche Ordnung der Dinge‘ – das heißt Dichotomien und binäre Paare – wiederhergestellt werden können.

Diesen sprachgeschichtlichen Exkurs abschließend sei mit Judith Butlers Worten erklärt, wie sich dieser Begriff (und damit auch seine Repräsentation) in seiner

⁸⁴ Degele (2008), S. 11; vgl. auch Perko, Gudrun: Queer-Theorien: Dekonstruktion von Identitätspolitik und das Modell der Pluralität. In: e-Journal Philosophie der Psychologie 2007(3). Online: <http://www.phps.at/texte/PerkoG1.pdf>, letzter Zugriff am 29. März 2018, S. 1–12, hier: S.1–5.

⁸⁵ Hark, Sabine: Queer Interventionen. In: Feministische Studien 1993 (Heft 2, Bd. 11), S. 103–109, hier: S. 103.

Performanz verstärkt, wie er ko-konstruiert wird und welchen Einfluss die teilweise nach wie vor vorherrschende negative Konnotation hat:

The term 'queer' has operated as one linguistic practice whose purpose has been the shaming of the subject it names, or rather, the producing of a subject through that shaming interpellation. 'Queer' derives its force precisely through the repeated invocation by which it has become linked to accusation, pathologization, insult. This is an invocation by which a social bond among homophobic communities is formed through time. The interpellation echoes past interpellations, and binds the speakers, as if they spoke in unison across time. In this sense, it is always an imaginary chorus that taunts '*queer!*'⁸⁶

2.4.2. queer reading

Der Zugang des queer readings wurde vor allem von der amerikanischen Literaturwissenschaftler_in Eve Kosofsky Sedgwick als eine der Vorreiter_innen geprägt. In ihrem 1985 erschienenen Werk „Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire“⁸⁷ geht es Kosofsky Sedgwick darum, versteckte homoerotische Subtexte in Werken, die als klassische Werke innerhalb des Literaturkanons gelten, sichtbar zu machen und zu analysieren. Anders ausgedrückt geht es beim queer reading darum, in literarischen Erzählungen nach „erotischen Subtexten und Schattengeschichten, die der heteronormativen Zeichenökonomie einer literarischen [...] Erzählung zuwiderlaufen“⁸⁸ zu fragen und zu versuchen, diese aufzudecken. Diese Lesart „rechnet mit der Möglichkeit des Textbegehrens, das in einer unterschwellig symbolischen Ordnung kodiert und nicht mit jenem Begehren [der Autor_in, der Erzählinstanz und der Figuren] deckungsgleich ist“.⁸⁹

Kosofsky Sedgwick geht es dabei hauptsächlich darum, Beziehungen zwischen Männern und/oder männlichen Figuren innerhalb literarischer Werke genauer zu durchleuchten, um andere, weniger sichtbare Strukturen und Muster von

⁸⁶ Butler (2013), S. 19.

⁸⁷ vgl. Kosofsky Sedgwick, Eve: Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire. Thirtieth Anniversary Edition. New York: Columbia University Press 2016.

⁸⁸ Kraß, Andreas: Queer Studies – eine Einführung. In: ders. (Hg.): Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 7–30, hier: S. 22.

⁸⁹ ebd.

Freundschaft, Privilegien, Rivalität und ähnliche Konzepte in Bezug auf Gesellschaft, Frauen und „the gender system as a whole“⁹⁰ herauszuarbeiten und sichtbar zu machen.⁹¹ Diese Sichtweise, dass queer über die Bedeutungen „schwul“, „lesbisch“ oder „homoerotisch“ hinausgeht, wird ausführlich in dem bereits wiederholt zitierten Aufsatz von Gudrun Perko diskutiert.⁹² Innerhalb dieser Diplomarbeit wird eine ähnliche plural-queere Definition des Begriffes angewandt.

Wie bereits im Titel des Buches vorweggenommen, fokussiert Kosofsky Sedgwick in „Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire“ ausschließlich auf Beziehungen zwischen Männern und/oder männlichen Figuren, da, so argumentiert sie, sobald es zu einem Unterschied in der Verteilung der Macht innerhalb einer Gesellschaft kommt und einem Geschlecht mehr Macht zugeschrieben wird als anderen, es auch Differenzen bezüglich Sexualität innerhalb der Geschlechter und zwischen den Geschlechtern gibt. Als Beispiel führt sie hier den zwischen Frauen und/oder weiblichen Figuren weniger deutlich ausgeprägten, und daher auch nicht immanent relevanten Bedeutungsunterschied zwischen „homosocial“ und „homosexual“ an.⁹³ Weitere Beispiele sind in diesem Zusammenhang ein Kontinuum an Beziehungen zwischen Frauen – zwischen Mutter und Tochter, zwischen Schwestern, bis hin zu erotischen Beziehungen. Dieses Kontinuum wird jedoch immer wieder von verschiedenen Konflikten „of race and class“ durchkreuzt, und so in seiner Einheit und Eigenheit gefestigt.⁹⁴

However agnostic the politics, however conflicted the feelings, it seems at this moment to make an obvious kind of sense to say that women in our society who love women, women who teach, study, nurture, suckle,

⁹⁰ Kosofsky Sedgwick (2016), S. 1.

⁹¹ Zitat im englischen Original: „I will be arguing that concomitant changes in the structure of the continuum of male ‘homosocial desire’ were tightly, often causally bound up with the other more visible changes; that the emerging pattern of male friendship, mentorship, entitlement, rivalry, and hetero- and homosexuality was in an intimate and shifting relation to class; and that no element of that pattern can be understood outside of its relation to women and the gender system as a whole.“ Kosofsky Sedgwick (2016), S. 1.

⁹² vgl. Perko (2007), S. 3–5 und Perko (2009), S. 74–85.

⁹³ vgl. Kosofsky Sedgwick (2016), S. 2.

⁹⁴ vgl. ebd.

write about, march for, vote for, give jobs to, or otherwise promote the interests of other women, are pursuing congruent and closely related activities. Thus the adjective 'homosocial' as applied to women's bonds [...] need not be pointedly dichotomized as against 'homosexual'; it can be intelligibly denominate the entire continuum.

The apparent simplicity – the unity – of the continuum between 'women loving women' and 'women promoting the interests of women,' extending over the erotic, social, familial, economic, and political realms, would not be so striking if it were not in strong contrast to the arrangement among males.⁹⁵

Im krassen Kontrast zu den Beziehungen zwischen Frauen und/oder weiblichen Figuren steht also das scheinbar nicht-existente Kontinuum von Beziehungen zwischen Männern und/oder männlichen Figuren, welches Kosofsky Sedgwick als „'obligatory heterosexuality' [...] built into male-dominated kinship systems“⁹⁶ bezeichnet und damit auch Homophobie zur Folge habe. Ein patriarchisch organisiertes Gesellschaftssystem ohne Homophobie sei in der heutigen Zeit nicht (mehr) denkbar („Our society could not cease to be homophobic and have its economic and political structures remain unchanged.“⁹⁷), obwohl es Klassischen Griechenland möglich gewesen sei, wo die Begehrensstrukturen zwischen heranwachsenden und erwachsenen Männern eine Art homosexual desire darstellten, welches vor allem für den jüngeren Mann von Vorteil gewesen sei. Dies sei vor allem dadurch bedingt gewesen, dass die Rollen- und Machtverteilung nicht festgeschrieben, sondern nur temporär war.⁹⁸

The example of the Greeks demonstrates, I think, that while heterosexuality is necessary of the maintenance of any patriarchy, homophobia, against males at any rate, is not. In fact, for the Greeks, the continuum between 'men loving men' and 'men promoting the interests of men' appears to have been quite seamless.⁹⁹

⁹⁵ ebd., S. 3.

⁹⁶ ebd.

⁹⁷ ebd., S. 4.

⁹⁸ vgl. ebd.

⁹⁹ ebd.

Im Verlauf dieser Diplomarbeit soll auf diese unterschiedlichen Zugänge zu Beziehungen zwischen männlich und/oder weiblich beschriebenen und charakterisierten Figuren genauer eingegangen werden, vor allem bei der Analyse der „Wahlverwandtschaften“. Als eine weitere Hintergrundfolie für das queer reading der „Wahlverwandtschaften“ bietet sich Gudrun Perkos Definition von queer reading an. Mit Bezugnahme auf Andreas Kraß' bereits zitierte Definition von queer reading versteht Perko unter dem Zugang eine Lesart, in der „Identitäten [und das] Überschreiten von Geschlechtergrenzen (gender-bending‘) u.a.“¹⁰⁰ aufgedeckt und hinterfragt werden, um so analysiert werden zu können.

Wie im vorhergehenden Abschnitt bereits erwähnt, hat Gudrun Perko ihre Kernaussagen zur plural-queeren Variante der Queer Theory in Verbindung mit der Methode des queer readings gebracht und auch hierzu einige Kernaussagen definiert.

Queer Reading im Sinne der Intentionen von Queer Theory in ihrer pluralen Variante hieße:

- die Analyse hinsichtlich der Thematik Sex/Gender und Begehren nicht auf lesbisch/schwul/bisexuell einzuschränken, sondern Transgender, Intersexualität, Transsexualität etc. einzubeziehen und offen zu sein für Variabilitäten, die heute noch nicht im Blickfeld der Analyse sind. [...]
- Doing Gender als Herstellung normativer Geschlechterrollen, aber auch Doing Identity als Festhaltung und Reproduzierung eindeutiger Identitäten im Zeichen des Identitätspolitischen zu analysieren. [...]
- die Institutionalisierung von Normativitäten kritisch infrage zu stellen und grundsätzlich Identitätsdenken, Identitätslogiken und Identitätspolitiken zu analysieren und damit den Blick auf Grundstrukturen und Wurzeln einer mit Identität operierenden Ordnung zu richten.¹⁰¹

Perko selbst beschreibt ein queer reading dieser Art als „engagiertes Projekt“¹⁰², was auch der Grund dafür ist, weshalb nicht allen Forderungen oder Wünschen

¹⁰⁰ Perko (2009), S. 69 und vgl. Kraß (2003), S. 22. Perko ergänzt hier im Wesentlichen Kraß' Definition um die Konzepte „Identitäten“ und „Überschreiten von Geschlechtergrenzen“.

¹⁰¹ Perko (2009), S. 84.

¹⁰² ebd.

der Kernaussagen in der vorliegenden Arbeit nachgekommen werden kann. Selbstverständlich wird aber versucht, den Kernaussagen soweit wie – im begrenzten Rahmen dieser Diplomarbeit – möglich gerecht zu werden, indem, wenn sich mehrere Lesarten anbieten, diese auch so oft wie möglich ausgeführt werden. Sowohl dem Umfang, als auch dem Fokus dieser Diplomarbeit ist es geschuldet, dass nicht näher auf Begriffe wie Transgender, Intersexualität, Transsexualität, Crossidentitäten etc. eingegangen werden kann.

Zusammenfassend lässt sich queer reading also als Zugang beschreiben, welcher

Texte auf ihre heteronormative Zeichenökonomie hin untersucht, queere Subtexte sichtbar macht und Lesarten ermöglicht, die die Konstruktion von binären Sexualitäts- und Geschlechtskonzepten decouvrieren und zugleich Elemente von Widerständigkeit und Gegenläufigkeit erkennen lassen, die aufgrund der Konstruiertheit von ‚Männlichkeit‘, ‚Weiblichkeit‘, ‚Heterosexualität‘, ‚Homosexualität‘ [u.a.] mit eingeschrieben sind.¹⁰³

Beim Ansatz des queer reading, welcher innerhalb dieser Diplomarbeit repräsentiert wird, geht es darum, das, was versteckterweise dazwischensteht, hervorzubringen: versteckt zwischen den Zeilen und Wörtern, zwischen den Protagonist_innen und zwischen dem Gesagten.¹⁰⁴ Dabei dient Kosofsky Sedgwicks „open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning“¹⁰⁵ als eines jener Bilder, die bei der Analyse des Werks „Die Wahlverwandtschaften“ im Auge behalten werden sollen. Bevor diese Analyse mit zugrundegelegtem queer reading unternommen werden kann, scheint es gewinnbringend, sich zunächst zumindest cursorisch dem Inhalt und der Rezeption des Romans zu widmen.

¹⁰³ Babka, Anna und Susanne Hochreiter: Einleitung. In: Babka, Anna und Susanne Hochreiter (Hg._innen): Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen. Wien: Vienna University Press 2009, S. 11–22, hier: S. 12.

¹⁰⁴ vgl. Demčíšák, Ján: Eine Zwischenrevision des Queer Reading. In: World Literature Studies 9/2017(4), S. 35–52, hier: S. 48.

¹⁰⁵ Kosofsky Sedgwick (2013), S. 8.

3. Johann Wolfgang von Goethes „Die Wahlverwandtschaften“

Vor der Analyse der „Wahlverwandtschaften“ wird im folgenden Abschnitt zunächst der Inhalt des Romans umrissen, bevor ein genauerer Blick auf die Rezeptionsgeschichte des Werks geworfen wird.¹⁰⁶

3.1. Inhalt

Der Inhalt des Romans ist schnell erzählt: Ein adeliges Ehepaar lädt Otilie, die unverheiratete Nichte der Ehefrau Charlotte sowie den Hauptmann,¹⁰⁷ einen unverheirateten Jugendfreund des Ehemannes Eduard (der eigentlich Otto heißt), zu sich auf den Landsitz, dessen Gartenanlagen zu jenem Zeitpunkt erneuert werden. Vier gebildete Menschen treffen aufeinander und verbringen viel Zeit miteinander, was zum Resultat hat, dass sich Eduard in Charlottes Nichte Otilie verliebt, und Charlotte in Eduards Jugendfreund, den Hauptmann, der ebenfalls den Namen Otto trägt. Die Ehepartner_innen Eduard und Charlotte zeugen in weiterer Folge ein Kind miteinander, diese Situation ist einer der Schlüsselszenen im Roman. Das Kind – ebenfalls Otto getauft – wird während der Abwesenheit Eduards am Landgut geboren und Otilie nimmt sich seiner an. Charlotte ist indes mit der Gestaltung und Fertigstellung der Gartenanlagen beschäftigt, während die Männerfiguren in den Krieg berufen werden. Der Roman endet damit, dass alle vier Protagonist_innen wieder zusammentreffen und nicht nur das Kind Otto stirbt, sondern auch Otilie und Eduard.

¹⁰⁶ Das Primärwerk wird in folgender Ausgabe analysiert: Goethe, Johann Wolfgang von: Die Wahlverwandtschaften. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999 (= Bibliothek der Erstausgaben). Der Text dieses Nachdrucks folgt originalgetreu der Erstausgabe von 1809. Diese Originaltreue ist der Grund dafür, dass die zitierte Ausgabe für die Analyse gewählt wurde; die Entscheidung gegen eine (kritische) Edition wurde bewusst getroffen, um das queer reading fokussiert auf Goethes Text anzuwenden. Die Orthografie in den Zitaten folgt ebenfalls diesem originalgetreuen Nachdruck. Im Fließtext wird abgekürzt mit: (WV Teil [römische Ziffer] Kapitel [arabische Ziffer], Seitenzahl [des Nachdrucks]).

¹⁰⁷ In der vorliegenden Arbeit wird der Hauptmann durchgängig als solcher bezeichnet, auch nach seiner Beförderung zum Major.

Besonders zu erwähnen ist vor allem der immer wieder erwähnte und analysierte konstruierte und symmetrische Aufbau des Romans. Nicht nur ist dieser in zwei Teilen verfasst, auch treten wiederkehrende Leit motive und die Protagonist_innen in Parallelstrukturen über den gesamten Roman hinweg auf.¹⁰⁸ Wenn der Autor selbst behauptet, dass seine „Wahlverwandtschaften“ mehrerer Lektüren bedürfen, um verstanden werden zu können¹⁰⁹, so lässt sich hier bereits der erste queertheoretische Ansatz finden: Dieser Roman scheint dadurch, dass er berechnend entworfen wurde, bewusst und absichtlich Leerstellen zu bieten, welche auf verschiedene Art und Weise von den Lesenden und Interpretierenden gelesen und somit auch gefüllt werden können, was der oben ausgeführten queeren Sicht des „open mesh of possibilities“¹¹⁰ entgegenkommt. Die verschiedenen Lesarten, welche von diesem Werk bereits existieren¹¹¹, zeugen davon, dass dem Wunsch Goethes nach mehreren Lektüren bereits nachgekommen worden ist.

¹⁰⁸ Für eine detaillierte Übersicht siehe Aulhorn, Edith: Der Aufbau von Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Rösch, Ewald (Hg.): Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung 113), S. 97–124.

¹⁰⁹ Vgl. hier vor allem: Schlaffer zitiert und interpretiert Goethes Absicht folgendermaßen: „‘Das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich [Goethe] mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden‘. Allerdings wird dabei dem Verstand ein höheres Quantum an Anstrengung und Aufmerksamkeit abverlangt, denn ‚es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre.‘ Mehrmaliges Lesen, wie es hier gefordert wird, ist das Geschäft des Philologen.“ Zitiert nach: Schlaffer, Heinz: Namen und Buchstaben in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Bolz, Norbert W. (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981, S. 211–229, hier S. 211; auch Walzel, Oskar: Goethes „Wahlverwandtschaften“ im Rahmen ihrer Zeit. In: Rösch, Ewald (Hg.): Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung 113), S. 35–64, hier: S. 35.

¹¹⁰ Kosofsky Sedgwick (2013), S. 8.

¹¹¹ Vgl. vor allem in diesem Zusammenhang Wiethölter (1982), und Wellbery, David E.: „Die Wahlverwandtschaften“ (1809). Desorganisation symbolischer Ordnungen. In: Lützeler, Paul Michael / McLeod, James E. (Hg.): Goethes Erzählwerk – Interpretationen. Stuttgart: Reclam 1985, S. 291–318, auch Benjamin, Walter: Goethes Wahlverwandtschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1955.

3.2. Rezeption

Wenn die Germanist_innen Christoph Lorey und John L. Plews behaupten, dass es möglich sein soll, den literarischen Kanon *queer* zu lesen,¹¹² so soll dieser Ansatz als Ausgangspunkt für die folgende Analyse der „Wahlverwandtschaften“ verstanden werden. Den Kanon einerseits als „representative documentation of standards or experiences common to a people or a group of people“ zu sehen, während dieser andererseits gleichzeitig auch als „system that incorporates into its own shifting body those endeavours initially excluded from the self-proclaimed sociocultural center“¹¹³ sein kann, stellt eine, so ist anzunehmen, lohnende Möglichkeit dar, ein queer reading eines der umfangreichsten und bedeutendsten Werke Johann Wolfgang von Goethes zu unternehmen. Lorey und Plews scheint es, dass „the barred become the standard“¹¹⁴ eine Regel sei, die vor allem in der Kanonisierung literarischer Werke Anwendung findet.¹¹⁵ Dieses Konzept des Außen und Innen findet sich auch beim bereits besprochenen Konzept der Heteronormativität (vgl. 2.3. der vorliegenden Arbeit). Bei Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ verlief die Rezeptionsgeschichte ganz ähnlich, wie einige Beispiele daraus zeigen.

Wie bereits im letzten Abschnitt angesprochen, hat Goethe „Die Wahlverwandtschaften“ nach einer systematischen Vorgangsweise erarbeitet und geschrieben, wodurch das Werk seiner Ansicht nach für den menschlichen Verstand zwar keineswegs leichter zugänglich, jedoch literarisch besser geworden sei: „Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser.“¹¹⁶ Wenngleich aus literaturwissenschaftlicher Sicht grosso modo davon auszugehen ist, dass Autor_innen ihre Werke planen, so scheint der Umstand, dass Goethe die detailreiche und elaborierte Planung seines Romans in privater Korrespondenz wiederholt betont und im Text selbst hinter einer unzuverlässigen Erzählinstanz versteckt, zumindest einer Marginalie wert. Nicht nur war sich Goethe bewusst,

¹¹² Vgl. Lorey/Plews (1998), S. xvi.

¹¹³ Beide Zitate ebd., S. xiv und S. xvi.

¹¹⁴ ebd., S. xvi.

¹¹⁵ vgl. auch Babka (2009).

¹¹⁶ vgl. und siehe Walzel (1975), S. 35.

mit Absicht einen solch bewusst komplexen Roman verfasst zu haben, auch in der Forschungsliteratur zu diesem Werk wird deutlich, dass das

scheinbar klare, transparente Erzählen [...] einen Tiefgang [hat], den nur eine Interpretation ausloten könnte, die sich Kapitel für Kapitel und zuweilen Seite für Seite bemühte, das Erzählte, Gesagte und Mitgemeinte aufzuschließen. Denn die volle Bedeutung dessen, was geschieht oder wovon gesprochen wird, enthüllt sich erst, wenn man seine Stelle im Geflecht des Verweisungszusammenhangs erkennt, der sich durch das Buch erstreckt, und kommentierende Bemerkungen des Erzählers erweisen sich oft nur als partikuläre Wahrheiten, die durch Äußerungen an anderem Platz wieder relativiert, wenn nicht gar widerrufen werden.¹¹⁷

Eben diese Offenheit für Interpretation ist es, die auch die Rezeptionsgeschichte der „Wahlverwandtschaften“ so entgegengesetzt gestaltet.¹¹⁸ Abgesehen davon, dass das Werk erst relativ spät an Bedeutung gewinnt¹¹⁹, war sich Goethe der Tatsache bewusst, dass sein Werk bei der Erstpublikation ambivalent aufgenommen werden würde, wie er am 31. Dezember 1809 an Karl Friedrich von Reinhard schreibt:

Wenn die Menge dieses Werkchen nebenher auch liest, so kann es mir ganz recht seyn. Ich weiß zu wem ich eigentlich gesprochen habe, und wo ich nicht mißverstanden werde. [...] Das Publicum, besonders das

¹¹⁷ Conrady, Karl Otto: Goethe. Leben und Werk. 2. Band: Summe des Lebens. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch 1988, S. 349.

¹¹⁸ Umfassende Übersichten bieten: Golz, Jochen: Vorwort. In: Härtl, Heinz: „Die Wahlverwandtschaften“ Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang. Göttingen: Wallstein Verlag 2013 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 76), S. vii–ix und Härtl, Heinz: „Die Wahlverwandtschaften“. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang. Göttingen: Wallstein Verlag 2013 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 76), S. 23–26; und Martínez, Matías: Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht 1996 (= Palaestra 298), S. 37–89, hier: 37–39; und vor allem Heinz, Jutta: „Durch und durch materialistisch“ oder „voll innern heiligen Lebens“? Zur zeitgenössischen Rezeption der *Wahlverwandtschaften*. In: Hühn, Helmut (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften: Werk und Forschung. Berlin/New York: DeGruyter 2010, S. 433–457; sowie Hühn, Helmut: Wirklichkeit und Kunst. 200 Jahre Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Hühn, Helmut (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften: Werk und Forschung. Berlin/New York: DeGruyter 2010, S. 3–23, hier: S. 4–10.

¹¹⁹ vgl. Jeßnig, Benedikt: Nachwort. In: Goethe, Johann Wolfgang: Die Wahlverwandtschaften. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7852. Mit einem Nachwort von Benedikt Jeßnig. Stuttgart: Reclam 1956, S. 263–282, hier: S. 266–267.

deutsche, ist eine närrische Karricatur des demos, es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen, und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotiren zu können was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren. Wie ich mich denn auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf manchen beym Wiederlesen machen wird.¹²⁰

Wen genau Goethe als Publikum ins Auge fasst, geht aus seiner Korrespondenz und den Antworten dazu nicht klar hervor. Im September 1809 soll Goethe zu Karl von Knebels Vater beispielsweise gesagt haben, dass „Die Wahlverwandtschaften“ für „die Mädchen“ geschrieben worden seien:

Als Goethe meinem Vater seine *Wahlverwandtschaften* übersendet hatte und ihn bald darauf besuchte, so frug er meinen Vater, wie ihm dieser Roman gefallen habe. Da antwortete Knebel: „Nimm es mir nicht übel, lieber Freund, ich kann sie nicht verdauen.“ Goethe antwortete: „Ich habe sie auch nicht für Dich, sondern für die Mädchen geschrieben, und verdenke es Dir nicht.“¹²¹

Auch die Rezensionen in Zeitungen kurz nach der Erstveröffentlichung malen ein buntes Bild von der Rezeption des Werks in der Gesellschaft. August Wilhelm Rehberg schreibt in seiner vernichtenden Kritik des Werks in der *Allgemeinen Literatur Zeitung* in Halle am 1. Januar 1810, nachdem er die Verdienste Goethes um die deutsche Literatur lobend erwähnt:

Aber wohin ist es jetzt mit unsrer Nation gekommen, daß der Vf. [Verfasser] dieser Werke glaubt, ihr *die Wahlverwandtschaften* geben zu dürfen, ohne von seinem Ansehn einzubüßen; oder gar ihr geben zu müssen, um sich dabey zu erhalten, daß der die ausgezeichnetesten [sic] Favoritlesebücher liefere!¹²²

Nicht nur das, der Rezensent schlägt vor, wie der Roman besser hätte enden sollen oder können, und führt dieses Ende in der Rezension detailliert aus: „Vielleicht wäre das Buch weniger treuer Abdruck des Zeitgeistes; aber die Geschichte wäre unstreitig natürlicher, wenn sie eine andre Wendung nähme, etwa folgende: [...]“.¹²³

¹²⁰ Härtl (2013), S. 100, Eintrag 289.

¹²¹ ebd., S. 56, Eintrag 166.

¹²² vgl. ebd., S. 101–106, Eintrag 291; direktes Zitat S. 103.

¹²³ ebd., S. 106.

Nur kurze Zeit später verfasst Bernhard Rudolf Abeken für das *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 22.–24. Jänner 1810 eine lobende Rezension, die zunächst initial nicht so anmutet:

Daß die *Wahlverwandtschaften* viele Menschen nicht ansprechen, daß so sonderbare Urtheile über sie gefällt werden, befremdet mich nicht. In der That, man sieht es oft genug, wie Gegenstände, welche dem Menschen nahe liegen und ein fast allgemeines Interesse haben, leicht und oberflächlich dargestellt, ihre Wirkung nicht verfehlen; wie sie aber die Menge und die für die Welt Gebildeten kalt lassen, wie sie oft gar nicht begriffen werden, wenn ein großer Geist sie klar in ihrem tiefsten Grund und in ihrer höchsten Bedeutung ausspricht. – Ist es nicht so mit dem Gegenstande, mit dem jener herrliche Roman sich beschäftigt?¹²⁴

Walter Benjamin fasst diese Rezensionen folgendermaßen zusammen:

Wichtig sind die ausgeprägten Sätze, wie sie unter dem Namen einzelner hervorragender Berichterstatter erhalten sind [im Gegensatz zu oft abwertenden, anonymen Rezensionen]. Sie sind darum nicht untypisch. Vielmehr gab es gerade unter ihren Schreibern am ersten solche, die das auszusprechen wagten, was Geringere nur aus Achtung vor dem Dichter nicht bekennen wollten.¹²⁵

Einen zweiten Bewunderer des Werks, neben dem bereits erwähnten Abeken, finden die „Wahlverwandtschaften“ in Karl Wilhelm Ferdinand Solger. Er erkennt in ihnen den Bezug des Schicksals zur damaligen Gegenwart und stellt eine starke Verknüpfung zum Kunstbegriff und -verständnis dieser Zeit her. Solger sieht „Die Wahlverwandtschaften“ als ein Mittel, die Gesellschaft aufzurütteln und das eigene Handeln zu hinterfragen.¹²⁶

Aus Härtls umfangreicher Dokumentation der Wirkung der „Wahlverwandtschaften“ geht auch hervor, dass das Werk in manchen Fällen genau diesen Effekt, nämlich das eigene Handeln zu hinterfragen, hatte. Besonders sind hierbei zwei verschiedene Umstände zu nennen: zunächst die geänderte Lebenssituation des Dichters und Dramatikers Zacharias Werner, ein Bewunderer und Freund Goethes, der nach der Lektüre der

¹²⁴ ebd., S. 121–122, Eintrag 310.

¹²⁵ Benjamin (1955), S. 26.

¹²⁶ vgl. Härtl (2013), S. 172, Eintrag 406; S. 199–202, Eintrag 421; S. 248–249, Eintrag 476.

„Wahlverwandtschaften“ wieder zum christlichen Glauben fand und am 23. April 1811 an Goethe schreibt¹²⁷:

kein Glaube kann und wird meine Liebe, meine Treue, meine Dankbarkeit gegen Sie ausraffen, am wenigsten der christliche, den ich, nachdem ich ihm lange heimlich auf den schändlichsten Irrwegen nachgerannt bin, endlich gefunden und öffentlich bekannt habe. Beydes verdanke ich – o zürnen Sie nicht, Huldvollster! – Ihren *Wahlverwandtschaften*. [...] Diese von Gottes Geist Ihnen in die Feder dicktirten, und als ich sie zuerst, vor Ihrer Herrlichkeit erstarrend las, von Gottes Blitz auf der nehmlichen Stelle, an der ich jetzt dieses schreibe, illuminirten ewigen Worte, sie sind es und – was auch der deutsche Pöbel über mich lügen mag – sie, diese Worte [...] sind es, die mich katholisch gemacht haben [...].¹²⁸

Goethe hat sich nach dieser missverständlichen Deutung seines Werks immer weiter von Werner distanziert.¹²⁹ Dass es sich bei den „Wahlverwandtschaften“ jedoch nicht um ein moralisches, ja gar missionarisches, Werk handelt, wird nach Lektüre desselben deutlich. Selbst diese Art von Klarstellung von Autoren sei jedoch immer eher vorsichtig zu beurteilen, schreibt Benjamin, denn das Verständnis eines Werks mit den eigenen Worten des Dichters oder Autors erfassen zu wollen, sei vergebene Mühe, sind es doch die Aussagen der Schreibenden selbst, die versuchen, das Geheimnis der Bedeutung des Werks zu wahren.¹³⁰

Eine zweite erwähnenswerte Einzelrezeption der „Wahlverwandtschaften“ findet sich in einem Brief von der Schriftsteller_in Friederike Helene Unger an August Wilhelm Schlegel, vom 2. Mai 1810:

Wenn man nicht den Geist einer Staël [Germaine de Staël, französisch-schweizerische Schriftstellerin] hat, muß man nicht zu langes schreiben

¹²⁷ Eine genaue und detaillierte Abhandlung dazu von Stopp, Elisabeth: A Romantic reaction to „Die Wahlverwandtschaften“: Zacharias Werner and Goethe. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft. N.F. Bd. 11. Berlin: Duncker und Humboldt 1970, S. 67–85.

¹²⁸ Härtl (2013), S. 216–217, Eintrag 447. Vergleiche auch Oellers, Norbert: Warum eigentlich Eduard? Zur Namen-Wahl in Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Kuhn, Dorothea (Hg._in): Genio huius loci: Dank an Leiva Peterson. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1982, S. 215–234, hier: S. 227–234.

¹²⁹ vgl. Oellers (1982), S. 234.

¹³⁰ vgl. Benjamin (1955), S. 32.

und dem Publikum, nicht auch seinen *salva venia* letzten Stuhlgang aufdringen wie uns – wie ich es sehe, Göthe mit seinen *Wahlverwandtschaften* gethan hat. So ein Kind im Alter erzeugt, trägt zu sehr die Spuhr an sich, daß die frische Blüthe abgestreift ist[.]¹³¹

Nicht nur kritisiert Unger Goethes Art zu schreiben, auch der Plot selbst und die Fähigkeit, im Alter von ungefähr 60 Jahren noch literarisch „wertvoll“ tätig sein zu können, wird Goethe abgesprochen; Altersdiskriminierung im literarischen Betrieb von 1810 schien durchaus auch ein Thema zu sein, wie auch in anderen persönlichen Meinungen und Rezensionen in Zeitungen zu lesen ist.¹³² Kurze Zeit später übermittelt Unger abermals Schlegel in einem Brief ihre Meinung über das Werk, diesmal jedoch, im Gegensatz zu vorhergehendem Zitat, etwas neutraler und beurteilt die „Wahlverwandtschaften“ folgendermaßen: „Die Moralität des Buches ist abscheulich: aber auch als ästhetisches Erzeugniß scheint es mir tief unter alles was er sonst erzeugte zu stehen.“¹³³ Es zeigt sich also, dass die unmittelbare Rezeption der „Wahlverwandtschaften“ sehr divergent war – als moralischer Roman mit sogar missionarischen Absichten, bis hin zum „Allerletzte[n]“ wurden die „Wahlverwandtschaften“ in der Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts diskutiert.

¹³¹ Härtl (2013), S. 154, Eintrag 367.

¹³² vgl. Rezension von Rehberg ebd., S. 101–106, Eintrag 291.

¹³³ ebd., S. 159, Eintrag 378.

4. queer reading der „Wahlverwandtschaften“

In den folgenden Abschnitten wird ein queer reading von Goethes Roman vorgestellt.¹³⁴ Zunächst werden zwei verschiedene, queere Momente des Romans genauer betrachtet, namentlich die sogenannte chemische Gleichnisrede und der doppelte Ehebruch. Die chemische Gleichnisrede bildet auch die Basis für die Argumentation, dass die Figuren nicht nur wahlverwandt sind, sondern auch, dass sie durch ihre Namen an einander gebunden sind. Der doppelte Ehebruch wird vor allem hinsichtlich seines queeren Potenzials genauer betrachtet, auch deswegen, weil dieser auf verschiedene Arten gelesen und gedeutet wurde und sich daraus immer wieder neue Möglichkeiten der Interpretation eröffnen.

Aus diesen zwei queeren Hauptmomenten erschließen sich queere Beziehungsmuster und Machtrelationen, die in den darauffolgenden Abschnitten erläutert werden.

4.1. Die chemische Gleichnisrede

Im vierten Kapitel des ersten Teils des Romans ist eine der viel diskutierten Schlüsselszenen des Romans zu finden: die chemische Gleichnisrede.¹³⁵ Aus ihr soll das Schicksal der Protagonist_innen und der weitere Verlauf des Romans herausgelesen werden können.

¹³⁴ Es lassen sich durchaus auch Argumente finden, die kritisch bis ablehnend gegenüber einem queer reading dieses Romans stehen. Im Rahmen des Diplomand_innen Seminars wurde die Ansicht diskutiert, dass sich der Roman aufgrund eben der Geplantheit und dadurch, dass die chemische Gleichnisrede so Vieles vorwegnimmt und vorausdeutet, nicht für ein queer reading eigne. Die der vorliegenden Diplomarbeit zugrunde liegende Lesart läuft dieser Sichtweise entgegen. Ich danke Frau Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ habil. Eva Horn für die fundiert und konstruktive Kritik.

¹³⁵ Für detaillierte Ausführungen der chemischen Aspekte dazu siehe: Hoffmann, Christoph: Zeitalter der Revolutionen. Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 67/1993, S. 417–450 und Adler, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“. Goethes Wahlverwandtschaften und die Chemie seiner Zeit. München: C.H. Beck 1987.

Zunächst kurz zum Inhalt: Nachdem das Ehepaar Eduard und Charlotte beschließen, den derzeit erwerbslosen Hauptmann zu sich zu holen, sitzen die drei eines Abends beisammen und Eduard liest den beiden anderen aus einem „vorzüglich[en] Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts“ (WV I4, 43) – von „chemischen Wahlverwandtschaften“ – vor. Charlotte ist darüber verwundert, dass zwischen „ganz leblosen Dingen“ (WV I4, 45) eine Art von Verwandtschaft entstehen könne. Eduard entgegnet ihr: „Es ist eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, sagte Eduard. Hier wird freylich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.“ (WV I4,45), bis der Hauptmann und Eduard letztendlich erklären, worum es sich bei den Wahlverwandtschaften in der Chemie handle:

Wie jedes [Element] gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen andere ein Verhältniß haben [, sagte Charlotte].

Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden seyn, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern [...]. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden [...]. (WV I4, 47–48)

Hier lässt sich bereits die erste Vorausdeutung herauslesen: zwei der Personen werden „sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern“, während zwei andere keine Verbindung miteinander eingehen können. Dies kann auf verschiedene Arten gelesen werden: Einerseits wird hier die innige Beziehung zwischen Eduard und Ottilie vorweggenommen und es wird hier auch deren tragisches Ende vorausgesagt. Andererseits kann hier auch auf die Zeugung des Kinds Otto eine Anspielung herausgelesen werden: Egal, wie viel „mechanisches Mischen und Reiben“ zwischen Eduard und seiner Ehefrau Charlotte stattfindet, sie werden einander trotz dieser Intimität fremd bleiben, selbst dann, wenn aus diesem Mischen und Reiben ein Kind hervorgebracht wird (vgl. 4.2. der vorliegenden Arbeit). Eine dritte mögliche Lesart dieser Textstelle besteht darin, dass, während Eduard und Ottilie zu einem Paar werden, dies Charlotte und dem Hauptmann verwehrt bleibt – oder verwehrt bleiben muss, eben weil die anderen zwei eine Beziehung miteinander eingehen.

Eduard führt seine Ausführungen fort:

Erst bey diesen [den verwickelten Fällen] lernt man die Grade der Verwandtschaft, die nähern, stärkern, entfernern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiderte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte. (WV I4, 49–50)

Auch hier lässt sich wieder eine deutliche Vorausdeutung erkennen, denn die Scheidung zwischen Charlotte und Eduard wird impliziert. Aus dem Text kann hier sogar ein Lob von Goethe an sich selbst herausgelesen werden, indem er sich selbst den „bezeichnenden Ehrentitel“ des Scheidekünstlers gibt.

Prägnant zusammengefasst gibt der Hauptmann die Funktionsweise von Wahlverwandtschaften anschaulich mit Hilfe von Buchstaben gestaltet wieder:

Denken sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist; durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält; bringen Sie nun die beyden Paare in Berührung: A wird sich zu dem D, C zum B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe. (WV I4, 53)

Darauf erwähnt Eduard einen für den weiteren Verlauf kritischen Satz, wenn er sagt „bis wir alles dieses mit Augen sehen, wollen wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen.“ (WV I4, 53) und deutet damit an, dass das, was in der Gleichnisrede passiert, auch im Roman passieren wird. Eduard setzt zur Vereinfachung die Buchstaben mit den Protagonist_innen gleich:

Du stellst das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C ist ganz eindeutig der Capitain, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß wenn du nicht ins Unbekannte entweichen sollst, dir für ein D gesorgt werde, und das ist ganz ohne Frage das lebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfst. (WV I4, 53)

A ist demgemäß Charlotte, während B Eduard selbst ist, C wird dem Hauptmann zugeschrieben und D Ottilie, die an dieser Stelle als fehlendes viertes Element genannt wird. Aufgrund dieses Mangels in den Wahlverwandtschaften wird Ottilie zu den anderen drei Protagonist_innen berufen, auch, damit sie sich zu Charlotte gesellen soll, während Eduard von dem Hauptmann seiner ursprünglichen Paarung entzogen wird. Während sich zunächst also heteronormative Paarungen ergeben – Eduard und Charlotte, sowie der Hauptmann mit Ottilie – werden gleich darauf queere, das heißt Paarungen, die homosocial desire ausdrücken, thematisiert. Das heißt, dass sich, dieser Textstelle entsprechend, folgende Aufteilungen ergeben werden, so, wie sie auch im Roman zuerst angedeutet, und dann auch umgesetzt werden: Charlotte mit Ottilie und der Hauptmann mit Eduard. Dass diese zweite Art von Paarungen, nämlich kreuzweise Paarungen der ursprünglichen heteronormativen Paarungen, zwei namentliche Frauenfiguren und zwei Männerfiguren ergeben, scheint für keine der Protagonist_innen queer zu sein. Ganz im Gegenteil, diese Paarungen werden in Eduards Rede gewissermaßen angestrebt („der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß [...] dir für ein D gesorgt werde“). Dennoch wird diese homosocial Paarung A—D und B—C im Romangeschehen nur zu Beginn dargestellt, indem sich die Frauenfiguren und Männerfiguren jeweils miteinander beschäftigen. Im weiteren Romangeschehen teilen sich diese homosocial Paare jedoch wieder in heteronormative Form, Charlotte und der Hauptmann sowie Eduard und Ottilie. Einer Lesart zufolge hat sich Eduard in seiner ursprünglichen kreuzweisen Zuteilung der Paarungen geirrt, was möglicherweise den tragischen Ausgang des Romans impliziert. Denn letztendlich ist es nicht jenes homosocial desire, das in dieser vorausdeutenden Gleichnisrede im Romangeschehen tatsächlich durchgesetzt wird, sondern es sind die augenscheinlich heteronormativen Beziehungen, die zum Tragen kommen.

Jedoch ist es nicht nur Eduard, dessen ursprüngliche Darstellung nicht stimmt, auch Charlotte zeigt sich ignorant gegenüber der Vorausdeutungen:

Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und

Wahlverwandschaft etwas freygebig gewesen; so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bey diesem Anlaß recht zu bedenken. (WV I4, 51)

Zusammengefasst ist die chemische Gleichnisrede in den „Wahlverwandschaften“ – wenn das überhaupt möglich ist – zu heteronormativ, um wahr zu sein. Sie deutet wichtige Handlungsschritte des Romans voraus und ist dabei dennoch so subtil, dass der Roman wiederholt gelesen werden muss, um alle darin enthaltenen Schlüsselmomente zu erkennen. Dass die Figuren jedoch fehlerhaft sind und sich teilweise ignorant zeigen, hat zur Konsequenz, dass die Heteronormativität überstrapaziert wird, und somit ins Queere überzogen wird: Einige wichtige Elemente des Romans werden in der chemischen Gleichnisrede nicht vorausgedeutet und ändern so zwangsläufig den Lauf der Geschichte. Dadurch also, dass Goethe versucht, seinem „Plan des Romans“ nachzukommen, schafft er (sich selbst) Schlupflöcher und Lücken, die gefüllt werden müssen oder können, die jedoch das Scheitern der Protagonist_innen bewirken. Eines dieser wichtigen Momente des Romans ist zum Beispiel die Erwähnung eines „fünften Elements“, des Kindes Otto. *Scientia potentia est?*

Um einem alternativen Interpretationsansatz zu folgen: Ist es wirklich die freie Wahl der Protagonist_innen, sich auf dem Landgut zusammenzufinden? Ist es nicht eher so, dass das Ehepaar die beiden anderen zu sich bittet, gerade *weil* Ottilie und der Hauptmann sich aufdrängen? Einerseits im Scheitern in der Erziehungsanstalt bei Ottilie, andererseits aufgrund der Erwerbslosigkeit des Hauptmanns – in beiden Fällen, weil sie aus verarmten Verhältnissen stammen? Ist es nicht so, dass die Wahlverwandschaften dadurch nicht mehr zur Wahl stehen, sondern von beiden Seiten (vermögendes Ehepaar einerseits, drohender gesellschaftlicher Abstieg sowohl von Ottilie, als auch des Hauptmanns andererseits) her gewissermaßen erzwungen werden? Die Notwendigkeit, der beiden von außen Hinzukommenden in den Kreis der Bildung und des Geldes, ermöglicht die Verwandschaften – sie sind jedoch keine Wahl. Von der Gesellschaft, in der sie sich vor ihrem Dasein bei Eduard und Charlotte befinden, werden Ottilie und der Hauptmann bis zu einem gewissen Grad ausgegrenzt.

Durch diesen imminently bevorstehenden Statusverlust werden sie gezwungen, Schutz bei „bessergestellten“ Keine-andere-Wahl-Verwandtschaften zu suchen.

Bevor nun auf die verschiedenen Beziehungen zwischen den Protagonist_innen genauer eingegangen wird, ist noch ein kurzer Blick auf ein zweites verbindendes und vorausdeutendes Element der Wahlverwandtschaften zu werfen, nämlich auf die Namensgebung und das darin möglicherweise eingebundene Schicksal der Figuren.

4.1.1. Namensverwandtschaft(en)¹³⁶

Dem, was man unbestimmt das Wesen der Wahlverwandtschaften nennen könnte, und was dennoch in ‚Otto‘ einen bestimmten Namen erhalten hat, steht niemand näher als Ottilie. Deshalb ist an ihrem individuellen Namen die Zugehörigkeit zum gemeinsamen am sichtbarsten: Otto gibt ihm die Hauptform, scheinbar Fremdes entsteht lediglich durch die weibliche Endung.¹³⁷

Dieses Zitat kann in zweifacher Weise gelesen werden: Einerseits so, dass Eduard, der eigentlich Otto heißt, der Ursprung Ottilies Namens ist, wie es Schläffer selbst schreibt, und andererseits so, wie Ottilie selbst das erste Mal im Roman auftritt und welche Rolle sie damit in den Wahlverwandtschaften einnimmt. Ottilie ist die letzte Figur, die in die Viererkonstellation der Protagonist_innen eingeführt wird. Es ist Ottilie als Person, die als „weibliche Endung“¹³⁸ zu lesen und zu verstehen ist. Damit einhergehend kann auch argumentiert werden, dass sie diejenige ist, die die (chemischen) Wahlverwandtschaften verursacht und es ihr Name und ihr Schicksal ist, die den Lauf der Geschichte des Romans beeinflussen.¹³⁹

¹³⁶ Teile dieser Argumentation folgen einer von mir verfassten Seminararbeit mit dem Titel: Warum eigentlich nicht Ottilie? Namensgebung in Goethes „Die Wahlverwandtschaften.“

¹³⁷ Schläffer (1981), S. 213.

¹³⁸ ebd.

¹³⁹ Norbert Oellers hat in „Warum eigentlich Eduard? Zur Namensgebung in Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘“ ähnlich argumentiert, jedoch Eduard als Ausgangspunkt des Romangeschehens genommen. Siehe: Oellers (1982), S. 215–234.

Wie bereits angedeutet, haben alle Protagonist_innen den Namen Otto auf irgendeine Art und Weise in ihrem Namen realisiert. Eduard, der eigentlich Otto heißt und der seinen Namen absichtlich geändert hat, um nicht mit dem Hauptmann Otto verwechselt zu werden (vgl. WV I3, 30), hat sich bei der Wahl seines neuen Namens jedoch selbst getäuscht. Der Name Eduard geht auf einen aus dem Französischen übernommenen Vornamen englischen Ursprungs zurück (franz. *Édouard* aus engl. *Edward*, altengl. *ēad* „Erbgut, Besitz“ + altengl. *weard* „Hüter, Schützer“), welcher wieder in Teilen die gleiche Bedeutung des althochdeutschen *ōd* (*ōt*) „Besitz, Reichtum, Glück“ für den Namen Otto besitzt.¹⁴⁰ Otto gilt als „verselbständigte Kurzform von Namen, die mit ‚O‘ beginnen“¹⁴¹, was der Grund dafür ist, dass den Namen Otto und Eduard der Status von „Beinahe-Synonyme[n]“¹⁴² zugeschrieben werden kann.

Als zweite Protagonistin tritt Charlotte, die Ehefrau Eduards, im Roman auf. Auffällig bei ihrem Namen ist, dass dieser am wenigsten mit dem Ur-Namen der „Wahlverwandtschaften“, Otto, zu tun hat.

Dagegen ist in Charlottes Name der gemeinsame Bestandteil verdeckter, abgeleitet, ans Ende gestellt, von fremder Bestimmung (Charl-) dominiert. Er zeigt also eine Zusammensetzung, die ihrer Haltung entspricht, den Ablauf des Geschehens durch Rücksichten auf äußerliche Momente wie Herkunft, Stand, Konvention und partikuläre Lebenspläne zu dämpfen.¹⁴³

Wie Schläffer in diesem Textausschnitt andeutet, ist Charlotte diejenige, die durch ihr Auftreten und Wirken im Roman einen anderen, alternativen Moment zur Handlung beiträgt. Sie wird durch die erste Silbe ihres Namens fremdbestimmt¹⁴⁴, ist daher freier in ihrem Handeln und der Ironie und des Schicksals des „Ottos“ nicht so unmittelbar ausgesetzt, wie es die anderen Protagonist_innen zu sein scheinen. Auffällig an den Erläuterungen in der Sekundärliteratur ist, dass Oellers dem Namen der Charlotte keine

¹⁴⁰ vgl. Oellers (1982), S. 223 und Eberhard-Wabnitz, Margit und Horst Leisering (Hg._innen): *Knaurs Buch der Vornamen*. München: Knaur 1998, S. 94 und 240.

¹⁴¹ Eberhard-Wabnitz/Leisering (1998), S. 240.

¹⁴² Oellers (1982), S. 223.

¹⁴³ Schläffer (1981), S. 213.

¹⁴⁴ vgl. ebd.

Aufmerksamkeit in seinem Beitrag schenkt, auch Schlaffer setzt sich nicht weiter mit ihrem Namen auseinander, vielleicht gerade aufgrund dieser Fremdbestimmtheit und Fremdheit zum Namen Otto, die sich aus der oben skizzierten Zusammensetzung ihres Namens ableiten lassen. Dennoch soll an dieser Stelle auf die zweite Silbe ihres Namens, *-otte*, und somit auf die Nähe zum bereits diskutierten Männernamen hingewiesen werden.

Charlotte ist ein aus dem Französischen übernommener weiblicher Vorname und die weibliche Form von Charles, deutsch Karl, welche wiederum vom althochdeutschen *kar(a)* „Mann, Ehemann, der Freie“ auch „Geliebter“ abgeleitet wurde. Das Element des Ottos wurde also nur durch Übersetzung und Übertragung in eine weibliche Form hineingeschrieben.¹⁴⁵ Charlotte wird also als relativ frei agierende Protagonistin unter anderem durch die althochdeutsche Bedeutung des Namen Karl bestimmt. Sie ist diejenige, die auch trotz der Anwesenheit des Ehemannes die Verwaltung des Finanziellen übernimmt und sie ist auch diejenige, die eigenmächtig Entscheidungen trifft, nicht nur während der Abwesenheit ihres Ehemannes. Treffen wir hier auf eine ‚freie -otte‘ im Gegensatz zum fremdbestimmten Eduard/Otto? Jedenfalls kann argumentiert werden, dass Charlotte einige eher dem männlichen Geschlecht zugeschriebene Eigenschaften trägt und diese im Laufe des Romans auch nutzbar macht.

Als dritter Träger des Namens Otto tut sich das Kind von Eduard und Charlotte hervor, wobei auffällt, dass Goethe darauf verzichtet, ‚das Kind beim Namen zu nennen‘ – der Name Otto kommt innerhalb des Romans genau dreimal vor: einmal für Eduard und den Hauptmann gemeinsam (WV I3, 30) und zweimal für das Kind (WV II8, 256 und II13, 303). Stattdessen bedient sich Goethe bei der Benennung des Kindes eines Hyperonyms, das, wie später noch gezeigt wird, klüger nicht gewählt hätte werden können: das Kind.

Die Taufe und Namensgebung des Kindes gestaltet sich als durch und durch queerer Moment, in dem Tod und Leben drastisch aufeinandertreffen, als der alte Priester während der Ansprache des Taufpaten Mittler verstirbt:

¹⁴⁵ Vgl. Eberhard-Wabnitz (1998), S. 73.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu sehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen diese ungeheuern Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde. (WV II8, 258–259)

Ikongrafisch gedeutet, fand die Taufe der frühen Christ_innen erst kurz vor dem Tod einer Person statt – so auch in den Wahlverwandtschaften.¹⁴⁶ Zusätzlich dazu kann die Taufe systematisch-theologisch auch als „Teilgabe am Geschick Jesu Christi“ gesehen werden:

Die Taufanamnese erinnert und vergegenwärtigt dieses Heilsereignis für den einzelnen. Insofern ist die Taufe in der Kraft des Heilsereignisses selbst Heilsgeschehen. Durch das sakr[amentale] Mitsterben mit Christus ist die Taufe gleichsam Antizipation des Todes, in dem die Sünde zum Sieg kommen würde, der in Christus überwunden ist. Darum steht das Leben der Getauften unter der Verheißung der Auferstehung. Die Teilnahme am Geschick Jesu Christi ist möglich durch die Teilhabe an seinem Geist, der die Vielen mit dem Einen verbindet, die Gotteskindschaft schenkt und zu neuem Leben befähigt.¹⁴⁷

Die Taufe als Ritual zur „Ernennung eines Wahlverwandten“ kann nur Unglück mit sich bringen, weil damit ein Element zu viel innerhalb der Wahlverwandtschaften auftritt, wie auch Schlaffer konstatiert:

Wie in der Taufe des Kindes erstmals der Name Otto unverhüllt [sic¹⁴⁸] zutage tritt, so wird in seiner Zeugung, Geburt und Zerstörung das Gesetz der Wahlverwandtschaften, das die einzelnen Figuren immer nur als Teil repräsentieren, als Ganzes offenbart. [...] Das Kind kann nicht leben, weil in der Vierer-Konstellation kein Platz für ein Fünftes ist. An seinem eigenen Namen [...] hat es sein Todesurteil schon bei der Taufe erhalten. Mit dem Tode des Kindes, das aus der unreinen [sic], ja unmöglichen [sic] Verbindung aller wahlverwandten Figuren hervorgegangen war, zerfällt sie wieder in ihre einzelnen Glieder.¹⁴⁹

¹⁴⁶ vgl. Scieurie, Helga: Taufe. In: Kasper, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg im Breisgau: Herder ³2000, Sp. 1293.

¹⁴⁷ Faber, Eva-Maria: Taufe systematisch-theologisch. In: Kasper, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg im Breisgau: Herder ³2000: Sp. 1287–1288.

¹⁴⁸ Bereits in WV I3, 30 erwähnt Charlotte: „und dann habt Ihr beyde wohl nicht daran gedacht, daß heute Euer Namenstag ist. Heißt nicht einer Otto so gut als der andere?“

¹⁴⁹ Schlaffer (1981), S. 217–218.

In Opposition zu Schlaffers Standpunkt wird in dieser „Verbindung aller wahlverwandten Figuren“ jedoch nichts Unreines oder Unmögliches gesehen, wie im nächsten Abschnitt gezeigt wird. Vielmehr sind es das Kind selbst und Otilie, die das Unglück der Wahlverwandtschaften heraufbeschwören.

Es sind vor allem die männlichen Figuren, deren Bezeichnungen im Roman ihren eigentlichen gemeinsamen Namen Otto verstecken beziehungsweise verschleiern (Eduard, der Hauptmann, das Kind), damit das Unglück der „Wahlverwandtschaften“ realisiert werden kann. Bereits mit der eingangs erwähnten Unglücksfigur der Otilie tritt der Name Otto zu Tage. Otilie kann als herbeigewünschtes Gegenstück Eduards gelesen werden, der viele Eigenarten besitzt, die von Charlotte zwar geduldet, jedoch kritisiert werden. Otilie sieht diese charakterlichen Besonderheiten hingegen als liebenswert an, was die bereits in der Vorrede zur Gleichnisrede angesprochene Vereinigung von zwei Elementen – „sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern“ (WV I4, 47) – ein weiteres Mal noch bestärkt. Im heteronormativen Sinne kann Otilie, die sich dem Kind annehmen wird, als Mutter des Romans gelesen werden, ohne die keine Handlung möglich wäre. Als ‚andere Mutter‘ zeigt sie sich jedoch auf zwei verschiedene Seiten – einerseits als Heilige Mutter¹⁵⁰, andererseits als Ehebrecherin.

4.1.2. Die heilige Otilie¹⁵¹

Dass es eine tatsächliche Verbindung zwischen Otilie und der heiligen Odilia gibt, kann bei Goethe¹⁵² nachgelesen werden, auch Norbert Oellers stellt einen Zusammenhang zwischen den beiden fest, und zwar über das verbindende

¹⁵⁰ Zur Interpretation der Figur der Otilie mit dem Marienleben vgl. Wiethölter (1982), S. 21–37. Im Rahmen dieser Diplomarbeit wird auf den Zusammenhang Otilies mit der heiligen Odilia Bezug genommen.

¹⁵¹ Teile dieser Argumentation folgen einer von mir verfassten Seminararbeit mit dem Titel: Warum eigentlich nicht Otilie? Namensgebung in Goethes „Die Wahlverwandtschaften.“

¹⁵² vgl. Wiethölter (1982), S. 21.

Element des Lichts.¹⁵³ Ein cursorischer Überblick über die Vita der heiligen Odilia ermöglicht es, Parallelen zwischen ihr und Otilie zu ziehen.

Die heilige Odilia, deren Namenstag entweder der 13. oder der 14. Dezember ist, wurde im heutigen Alsace blind geboren. Sie war die Tochter des alemannischen Herzogs Ethico I., der als jähzornig galt. So befahl er, seine blinde Tochter töten oder wenigstens verstecken zu lassen, da er nicht dachte, die „Ehre und den Glanze seines Hauses“ mit der Geburt einer blinden Tochter aufrechterhalten zu können.¹⁵⁴ Nachdem der Tod des Kindes verlautbart wurde, kam Odilia zunächst bei einer Amme unter, bevor sie zu einer Verwandten in ein Kloster in Baume in der Franche-Comté gebracht wurde, wo sie auch getauft wurde. Über die Tatsache, wer diese Taufe vollzogen hat, herrscht Uneinigkeit¹⁵⁵, jedoch weiß man, dass der Täufer „im Vertrauen auf die göttliche Allmacht die Augen des Kindes mit dem heiligen Oele“ gesalbt haben soll, „worauf es ihn mit dem klarsten Blicke ansah“¹⁵⁶ – die heilige Odilia kam durch das heilige Sakrament der Taufe zu ihrem Augenlicht und wurde so zur Heiligen und Schutzpatronin der Augenkranken.¹⁵⁷

Eine erste Parallele zur Protagonist_in der Wahlverwandtschaften lässt sich hier ziehen, denn Otilie wird mehrere Male über ihre schönen Augen im Roman definiert und sie sind auch das erste und einzige Merkmal, dessen Eduard sich vor Otilies Ankunft erinnert: „Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.“ (WV I2, 22). Auch wird Otilie selbst durch ihr äußeres Erscheinungsbild Heilkraft zugesprochen:

Dadurch [neue, modische Gewänder] ward sie den Männern, wie von Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen

¹⁵³ vgl. Oellers (1982), S. 219.

¹⁵⁴ Stadler, Johann E.; Heim F.J. und Ginal, J.N. (Hg._innen): Vollständiges Heiligen-Lexikon. Neusatz und Faksimile der Ausgabe Augsburg 1858 bis 1882. Berlin: Directmedia 2005 (= Digitale Bibliothek, Bd. 206), S. 601. Direktes Zitat ebd.

¹⁵⁵ vgl. ebd., S. 602.

¹⁵⁶ Beide Zitate ebd.

¹⁵⁷ vgl. ebd., S. 604.

Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung. (WV 16, 63)

Eine mögliche queere Tendenz, eine Leerstelle, lässt sich hier in der Tatsache erkennen, dass hier ausschließlich von der Heilkraft auf Männer und/oder männlichen Figuren die Rede ist. Bezugnehmend auf den weiteren Verlauf des Romans und die Beziehung zwischen Charlotte und Ottilie kann behauptet werden, dass diese Heilkraft umgekehrt als vernichtende Kraft auf Frauen und/oder weiblichen Figuren wirkt, sowie fatal auf das Kind Otto. Die Heilsamkeit, die Ottilie auf männliche Protagonist_innen auszuüben scheint, wirkt auf weibliche Protagonist_innen und auf das Kind als Unheil. Durch Ottilies Auftreten im Roman zerfällt die Welt von Charlotte gänzlich – sie verliert nicht nur ihren Ehemann, sondern auch ihr Kind und die Chance auf eine gemeinsame Zukunft mit dem, den sie liebt, dem Hauptmann, bleibt im Roman ungeklärt, weil bis zum Schluss unerwähnt.

Eine weitere Entsprechung zum Leben und Wirken der heiligen Odilia lässt sich in der Szene finden, in der Eduard und Ottilie gemeinsam zur Mooshütte gehen, und Eduard Ottilie bittet, das Bild ihres Vaters, welches sie in einem Amulett um ihren Hals trägt, abzulegen. Als Ottilie Eduard das Amulett zum Aufbewahren gibt, ist dieser so erregt, dass er das Körperteil berührt, welches für Goethe die meiste Erotik ausdrückt:

Der Freund wagte nicht das Bild an seine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte sie an seine Augen. Es waren vielleicht die zwey schönsten Hände, die sich jemals zusammengeschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilien niedergelegt hätte. (WV 17, 76–77)

Ein Blick ins Goethe-Lexikon verrät, dass für Goethe die Augen einen besonderen Stellenwert haben: Sie repräsentieren für ihn „das wichtigste Sinnesorgan des Menschen, über das Mensch und Welt miteinander in Beziehung treten. [...] In Sachen Erotik spielt das Auge für [Goethe] eine

bedeutende Rolle“.¹⁵⁸ Die erste Szene, in der Eduard und Ottilie einander berühren ist also bereits von Erotik durchströmt und kennzeichnet so den ersten sexuellen Akt zwischen Ottilie und Eduard. Die „Scheidewand“, die zwischen Eduard und Ottilie verschwindet, ebnet bereits ab der ersten Berührung der beiden den Weg für ihr weiteres Schicksal im Laufe des Romans. Bezugnehmend auf das vorhergehende Zitat kann nun argumentiert werden, dass es das erste und einzige Merkmal Ottilies ist, an das Eduard sich erinnert hatte, und welches er letztendlich auch zum ersten Mal – jungfräulich? – berührt. Er „markiert“ Ottilie so auf gewisse Art und Weise für sich. Bereits zu Beginn des Romans wird Ottilie also als sexualisierte Heilige dargestellt, die sich ihrer Wirkung auf Männer und/oder männliche Figuren nicht bewusst ist.

Bei der Einsicht, dass Ottilie Eduard liebt, spielen ein weiteres Mal die Augen eine wichtige Rolle, denn mit seinen Augen vernimmt Eduard die von Ottilie erstellte Abschrift beziehungsweise die Handschrift Ottilies:

Endlich trat sie herein, glänzend vor Liebenswürdigkeit. [...] Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freyer zu werden: aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter [...] Ottilie schwieg, aber sie blickte ihn mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr was er gewesen, die Welt nicht mehr was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff sich wieder zu umarmen. (WV I12, S. 118–119)

Hier soll der Fokus zunächst auf das Sehen und die Augen gelegt werden. Nicht nur, dass Ottilie vor Liebenswürdigkeit *glänzt*, als sie Eduard entgegentritt, womit

¹⁵⁸ Jeßnig, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hg._innen): Metzler Goethe Lexikon. Stuttgart/Weimar: Metzler 1999, S. 31.

der Sehnsinn auf jeden Fall gereizt wird, auch das, was sie in ihren Händen trägt erregt Eduard: zuerst nur seine Neugierde, dann ihn selbst.

Er ist durch die Abschrift beziehungsweise durch die Handschrift Ottilies so erregt, dass er darin den Beweis ihrer Liebe zu sehen glaubt. Etwas Unsichtbares – die Liebe – wurde durch die „heilige Ottilie“ sichtbar gemacht. Dass diese Szene bei Nacht stattfindet, kann so gelesen werden, dass diese Liebe unter bösen/dunklen Voraussetzungen verkündet wird, weil sie eben bei Dunkelheit „ans Tageslicht“ gebracht wird¹⁵⁹ und so nach wie vor, wenigstens teilweise, unsichtbar bleibt. In Bezug auf die Bedeutung der Handschrift der Abschrift ist zu sagen, dass diese „für [Goethe] durchaus Rückschlüsse auf Charaktereigenschaften“¹⁶⁰ zuließ. Was jedoch in dieser Szene betont wird, ist, dass Ottilie Eduard einseitig liebt – über die Liebe von Eduard zu Ottilie lässt sich an dieser Stelle hingegen nichts finden.¹⁶¹

In Zusammenhang mit den Lebens- und Essgewohnheiten der heiligen Odilia lassen sich auch Bezüge zu jenen von Ottilie finden. Die heilige Odilia entflohen einer von ihren Eltern geplanten Vermählung, um ewige Jungfrau zu bleiben¹⁶² und auch Ottilie bleibt es versagt, eine Heirat mit Eduard einzugehen. Nur, dass sie nicht ins Kloster flieht, sondern von Schuld geplagt in die Entsagung und letztendlich in den Tod. Ebenfalls ist den beiden Figuren Belesenheit und das Führen eines strengen Lebens gemeinsam.¹⁶³ Ottilies Essgewohnheiten sind bereits zu Beginn der Grund für Sorge bei Charlotte: „So konnte ihr z.B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen“ (WV I6, 63). Eine Sorge, die im zweiten Teil eine Anorexie zunächst nur andeutet: „Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bey ihrem Schweigen verharrt“ (WV II17, 336). Letztendlich nimmt die

¹⁵⁹ vgl. ebd., S. 300.

¹⁶⁰ ebd., S. 217.

¹⁶¹ vgl. Stephan, Inge: „Schatten, die einander gegenüberstehen“. Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Dies. (Hg._in): *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts.* (= Literatur – Kultur – Geschlecht, Kleine Reihe, Bd. 20) Köln: Böhlau 2004, S. 253–275, hier: S. 269.

¹⁶² vgl. Stadler (2005), S. 604.

¹⁶³ vgl. ebd., S. 603.

Anorexie in ihrem Leben die Überhand und Ottilie stirbt. All das nimmt seinen Höhepunkt nach dem Tod des Kindes, womit ein weiterer Vergleich zum Leben der heiligen Odilia angestellt werden kann: Über sie wird geschrieben, dass sie „Festtage ausgenommen, nur Gerstenbrod und Gemüse“ aß, und sie „nur Wasser“ trank.¹⁶⁴ Sie betete und fastete nach dem Tod ihrer Eltern, um ihnen „das Fegefeuer zu erleichtern und abzukürzen.“¹⁶⁵

Der Tod Ottilies im Roman bildet einen weiteren Anknüpfungspunkt zum Leben und Sterben der Heiligen. Vom Tod der heiligen Odilia ist bekannt, dass sie die Kapelle, in der ihr Leichnam aufbewahrt wurde, noch selbst zu Lebzeiten bauen hat lassen. Die Wände dieser Kapelle sind mit „Gemälden mit den merkwürdigsten Szenen aus ihrer Lebensgeschichte“ geschmückt und die Kapelle ist auch der Ort, an dem sie die letzten Tage ihres Lebens verbrachte, „nur mit ihrem himmlischen Bräutigam verkehrend“.¹⁶⁶ In den Wahlverwandtschaften wird Ottilies Tod ähnlich beschrieben und lange darauf vorbereitet. So gestaltet Ottilie im zweiten Teil des Romans gemeinsam mit dem Architekten das Ausmalen und die Gemälde der Kapelle. Die Gesichtszüge der Engel, die Ottilie dort verewigt, ähneln immer mehr ihren eigenen (vgl. WV II3, vor allem 188–191). Nicht nur das, auch wird Ottilie nach ihrem Tod in der Kapelle aufgebahrt. Eduard besteht darauf, Ottilie solle „als eine Lebende behandelt werden; denn sie sey nicht todt, sie könne nicht todt seyn.“ (WV II18, 347). Er ist nicht der einzige, der nicht an den Tod Ottilies glaubt, auch ihre ehemalige Diener_in Nanny verkündet während des Trauerzugs, dass Ottilie ihr vergeben habe (vgl. WV II18, vor allem 348–349 und 352). Ottilie ist also für mehrere Personen gleich einer Heiligen Mittler_in zwischen Leben und Tod. Danach steht für Nanny fest, dass der Leichnam Ottilies Wunder vollbringen kann und so zog der

fortdauernd schöne, mehr schlaf- als todähnliche Zustand Ottiliens [...] mehrere Menschen herbey. Die Bewohner und Anwohner wollten sie noch sehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; manche um darüber zu spotten, die meisten um

¹⁶⁴ beide Zitate ebd.

¹⁶⁵ ebd.

¹⁶⁶ beide Zitate ebd., S. 605.

daran zu zweifeln, und wenige um sich glaubend dagegen zu verhalten.
(WV II18, 352).

Ähnlich dazu verlief die Reliquienanbetung der heiligen Odilia.¹⁶⁷ Ein nicht zu vernachlässigender Hinweis auf das Christentum lässt sich auch beim Literaturwissenschaftler Wolf Kittler finden, wenn er argumentiert, dass „Ottilies Märtyrertum mit dem Opfer des Kindes [beginnt]. [...] Sie muss nach dem von ihr verschuldeten Tod eines Menschen der Liebe entsagen“¹⁶⁸ und also auch asketisch und enthaltsam leben.

4.2. Der doppelte Ehebruch

Wie das bereits besprochene Liebesgeständnis Ottilies an Eduard in der Nacht stattfindet, so ereignet sich auch eine zweite kritische Situation in der Nacht: der sogenannte doppelte Ehebruch.

Und so fand sie [Charlotte] Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne
[als Liebhaberin und als Ehefrau]. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten
weg: denn die Luftgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen.
Aber das was Eduarden hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an.
(WV I11, 115)

Noch bevor Charlotte überhaupt erahnen kann, dass es ihr Ehemann ist, der in der Nacht an ihrer Zimmertür klopft, sehnt sie sich bereits den Hauptman herbei. Es ist aber nicht nur sie, die sich die Nähe des Hauptmanns wünscht. Auch Eduard scheint von der Tatsache, dass sich seine Ehefrau vorstellt, sich dem Hauptmann hinzugeben, so erregt zu sein, dass er mit ihr schlafen möchte. Dieses Dreieck des Begehrens spitzt sich auf den von Charlotte erträumten, herbeigewünschten Hauptmann zu und Eduard verwehrt sich dem nicht. Obwohl Eduard derjenige ist, der die Initiative hin zum Geschlechtsverkehr zeigt, ist Charlotte diejenige, die bestimmt, wie dieser abzulaufen hat. Sie sitzt an den Hebeln der Macht, spielt ihre Macht aus (vgl. 4.3.2. der vorliegenden Arbeit) und

¹⁶⁷ vgl. ebd.

¹⁶⁸ vgl. Kittler, Wolf: Goethes Wahlverwandtschaften. Sociale Verhältnisse symbolisch dargestellt. In: Bolz, Norbert W. (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981, S. 230–259, hier: S. 253.

befördert das Bild des Hauptmanns zutage. Eduard hat keine Wahl als sich ihr und diesem Bild zu unterwerfen und darauf einzugehen.

Sogleich ist es jedoch eine stärkere Kraft als die menschliche, die die Überhand in dieser Szene des Ehebruchs nimmt: Eduard beschwört das Bild von Ottilie herauf und so vereinigen sich die vier Elemente zu den Wahlverwandtschaften:

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nun Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizendes und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheuerliches Recht nicht rauben. (WV I11, 115)

Der Literaturwissenschaftler und Medientheoretiker Friedrich Kittler hat in seinen Ausführungen dazu folgendes geschrieben:

Denn das Gesetz, das übertreten wird, ist kein moralisches und kein privatrechtliches, sondern das ungeheure Recht der Gegenwart. Dieses Recht, das das seine ist, genießt die seelenlosen Körper, wenn er ‚alles vergisst und im Augenblicke sich an alles erinnert‘. [...] Die Körper werden [...] bewohnt von Seelen, die so wenig abwesend sein können, daß sie Namen und Bild Abwesender noch in der Abwesenheit erinnern. Mit der unausbleichlichen Folge, in die Fallstricke der Liebe, den Glauben an Du und Ich zu geraten. [...] Ein dummer Körper, das in jener Nacht gezeugte Kind, widerlegt alle Identitäten. Die Gesichtszüge und die schwarzen Augen des kleinen Otto beweisen es dem Tageslicht, daß Eduard und Charlotte, als sie miteinander schliefen, gar nicht sie selber, sondern der Hauptmann und Ottilie waren. Eine Besessenheit wie von Gespenstern, die im Roman und anderswo auf den euphemistischen Namen der eigenen Seele hört, hat ihre Körper gesteuert. Womit einmal mehr bewiesen wäre, daß keine Übertretung des Gesetzes es aufhebt.¹⁶⁹

Anders ausgedrückt wird hier argumentiert, dass alleine die Kraft der Imagination während des Geschlechtsverkehrs Bilder von und Erinnerungen an den

¹⁶⁹ Kittler, Friedrich A.: Ottilie Hauptmann. In: Bolz, Norbert W. (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981, S. 260–275, hier: S. 260–261.

Hauptmann und Ottilie heraufbeschwört, und dass es gar nicht das Ehepaar selbst ist, das an der Zeugung des Kindes teilnimmt, sondern ausschließlich die Erinnerungen, Seelen oder, um mit Kittler zu sprechen, die „Gespenster“ von Ottilie und des Hauptmanns. Der Betrug im Geiste, der Betrug mit und durch die Gespenster, wird durch das Denken an andere Personen bestätigt.

Um einen Schritt weiter als Kittler zu gehen: Der sogenannte doppelte Ehebruch ist aber nicht nur dadurch diskussionswürdig, dass gegen das „Recht der Gegenwart“ verstoßen wird. Diese Szene ereignet sich gleichzeitig auf zwei verschiedenen, voneinander getrennten Ebenen. Interessanterweise findet aber, der nachstehenden Argumentationslinie folgend, auf keiner der beiden Ebenen ein Ehebruch statt.

Auf physischer Ebene schlafen nämlich Eduard und Charlotte – das Ehepaar also – miteinander, wobei ganz bestimmt kein Ehebruch vorliegt. Auf der zweiten, auf der metaphysischen Ebene – der Ebene der „Gespenster“ – sind es Ottilie und der Hauptmann, die miteinander schlafen. Beide sind ungebunden und tun es¹⁷⁰ miteinander, begehen daher auch keinen Ehebruch.¹⁷¹ Dieser Lesart folgend passiert kein Ehebruch, vielmehr wird der Zeugungsakt des Kindes queer dargelegt. Dass aus diesem queeren Akt ein queeres Produkt herauskommen muss, ist quasi vorprogrammiert.

Is race, is gender, a mode of desire or of reproduction? Reproduction usually implies eros; but when identity is apprehended as desire, as in same-sex or cross-sex relations, its reproductive telos disappears. This very incommensurability between genetic and erotic logics suggests

¹⁷⁰ So unpassend dieser umgangssprachliche Ausdruck auf den ersten Blick in einer akademischen Abschlussarbeit auch scheinen mag, so passend er ist in seiner Grundaussage. Es geht in dieser Beschreibung nicht um Geschlechtsverkehr von zwei Menschen, sondern vielmehr darum, dass zwei Seelen/Erinnerungen/„Gespenster“ *etwas* miteinander tun, aus dem ein Kind wird. Tatsächlich gezeugt wird es von zwei anderen Personen.

¹⁷¹ Es treten jedoch zwei Ehebrüche auf, wenn man der Interpretationslinie folgt, dass Ottilie die Heilige Mutter ist, und somit an Gott gebunden, und der Hauptmann im Geiste immer noch seiner verlorenen Liebe nachtrauert und so an diese gebunden ist

that queerness, race and gender can never be brought into parallel alignment.¹⁷²

Im Grunde genommen kann das Kind Otto also gar nicht existieren, weil es das Resultat eines „gespenstischen“ *eros*, welcher das reproduktive *telos* – die Zeugung eines Kindes – gar nicht als Konsequenz haben kann, weil es auf gewisse Art und Weise nicht heteronormativ gezeugt wurde. Selbstverständlich schlafen Eduard und Charlotte auf körperlicher Ebene miteinander, das Kind aber wird auf der „geistigen“ Ebene gezeugt. Hier sind nur zwei bisher nicht miteinander involvierte Charaktere aufeinandergestoßen – Ottilie und der Hauptmann – und haben als „geistiges Produkt“ dieses „Ehebruchs“ ein Kind gezeugt, welches ihnen beiden ähnlich sieht.

Hark schreibt, dass das heterosexuelle Paar die „ultimative Rationale menschlicher Beziehungen, die unteilbare Basis jeglicher Gemeinschaft, die scheinbar unhintergehbare Bedingung der Reproduktion [ist], ohne die es überhaupt keine Gesellschaft gäbe.“¹⁷³ Damit sei die „Heterosexualität [die] privilegierte Form von Subjektivität, [die] unbedingte Bedingung des Wissens, was verhindert, dass sie selbst ein Objekt des Wissens, ein Ziel von Kritik wird.“¹⁷⁴ Was aber, wenn diese Heterosexualität nicht von fleischlichen Menschen, sondern von Erinnerungen, Seelen, Gespenstern gelebt wird, und diese dann ein Kind hervorbringt?

Durch diese queere Situation, in der zeitgleich zwei Menschen auf der einen und zwei imaginierte Bilder auf der anderen Ebene miteinander schlafen, entsteht ein Kind, das im Glauben an die Telegonie gezeugt wurde, was im 18. Jahrhundert keineswegs abwegig war. Telegonie beschreibt die Tatsache, dass, wenn eine oder beide Personen während des Geschlechtsverkehrs an eine andere Person denkt oder denken, die Möglichkeit besteht, dass das Kind jener Person

¹⁷² Warner, Michael: Introduction. In: Warner, Michael (Hg.): Fear of a queer planet. Queer Politics and Social Theory (= Cultural Politics, Volume 6). Minneapolis: University of Minnesota Press 1993, S. xviii.

¹⁷³ Hark (2016), S. 62.

¹⁷⁴ ebd.

beziehungsweise jenen Personen ähnlich sieht, an die während seiner Zeugung gedacht wurde.¹⁷⁵

Eine dritte mögliche Lesart des sogenannten doppelten Ehebruchs besteht darin, wie bereits beim ersten Zusammentreffen aller Figuren besprochen, dass es wiederum Ottilie als die Mutter des Romans ist, die ihren Wunsch nach einem Kind auf diese Art und Weise umsetzt. Sie ist diejenige, die sich abermals als vierte Person in die Szene drängt, ähnlich wie zu Beginn des Romans, und sie ist diejenige, deren Wunsch nach einem Kind in Erfüllung geht oder deren Schicksal es ist, ein Kind zu bekommen (nicht, es zu gebären) – ein weiteres Mal tritt sie als unbefleckte Mutter des Romans hervor. Zusätzlich bleibt ihr der Kinderwunsch möglicherweise auch aufgrund ihrer sozialen Stellung verwehrt: Als diejenige, die der Grund für die Scheidung von Eduard und Charlotte ist, möchte sie nicht diejenige sein, die ein Kind daraus gebärt, obwohl sie einen eindeutigen Kinderwunsch hat und sich daher dem Kind Otto auch annimmt.

4.3. Homosocial/homosexual desire: Freundschaft(en) und Identität(en)

An einigen Textausschnitten werden nun exemplarisch die Figuren der Protagonist_innen innerhalb der Wahlverwandtschaften analysiert und queer gelesen werden. Im Sinne eines mehrmaligen Lesens werden die Figuren zum Teil als Ganzes betrachtet und zum Teil in ihrer Entwicklung verfolgt. Es wird daher dem Wunsch Goethes nach mehrmaligem Lesen nachgekommen, auch, um mögliche Leerstellen binnen des Romantexts an die Oberfläche bringen zu können. Grundsätzlich sei zunächst darauf hingewiesen, dass sich die Beziehungen zwischen den Frauen und/oder weiblichen Figuren der Wahlverwandtschaften grundlegend anders gestalten als die zwischen den Männern und/oder männlichen Figuren. Das mag womöglich daran liegen, dass nahezu keine der Figuren gefestigt innerhalb ihrer Identität(en) agieren kann, und

¹⁷⁵ vgl. hierzu Stanzel, Franz K.: Goethes *Die Wahlverwandtschaften*. Kein „doppelter Ehebruch“! In: Ders.: *Telegonie – Fernzeugung. Macht und Magie der Imagination*. Wien: Böhlau 2008, S. 134–143.

sie sich daher von Grund auf als queere Figuren den Lesenden zur Interpretation präsentieren.

Zusätzlich zu den oben beschriebenen Beziehungen zwischen den Protagonist_innen im folgenden Teil, sei nun ein kurzer queerer Blick darauf geworfen, wie Beziehungen zwischen Frauen und/oder weiblichen Figuren bzw. zwischen Männern und/oder männlichen Figuren im Werk selbst beschrieben sind. Dazu lohnt es sich, eine Unterhaltung zwischen dem Gehülfen und Charlotte genauer zu untersuchen. In dieser behauptet der Gehülfe Folgendes:

Eine wichtige Ursache ist noch die: weil sie [Frauen] bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln.

Das scheint mir sehr paradox, versetzte Charlotte; sind wir doch fast niemals für uns.

O ja! versetzte der Gehülfe, in Absicht auf andre Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein, und will allein seyn. Ja die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von Jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweyten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihres Gleichen hervorzubringen. (WV II7, 241)

Setzt man dies nun in Bezug zu Kosofsky Sedgwicks Kontinuum der Beziehungen zwischen Frauen und/oder weiblichen Figuren beziehungsweise deren Beschreibung der Eigenheit von Beziehungen zwischen Männern und/oder männlichen Figuren, so lassen sich hier queere Tendenzen herauslesen. Nicht nur, dass der Gehülfe den Frauen gewissen Bereiche des Lebens offenkundig zuschreibt, er sieht in all diesen Rollen Einsamkeit eingeschrieben und daher Frau-Sein mit Einsamkeit untrennbar verbunden. Während Frauen also als autonome, auf sich selbst bezogene und selbständige Wesen seien, sind Männer abhängig von einander: „Der Mann verlangt den Mann.“ (WV II7, 241).

In der nun folgenden Analyse der Protagonist_innen des Romans soll unter anderem eben diese queere Tendenz untersucht und möglicherweise auch aufgezeigt werden. Nachvollziehbarerweise ist es dabei unvermeidbar, die

Protagonist_innen getrennt voneinander zu betrachten. Die Figuren werden also im folgenden Abschnitt, soweit möglich, in ihren Eigenheiten charakterisiert, bevor auf die verschiedenen Beziehungskonstrukte zwischen den Protagonist_innen eingegangen wird.

4.3.1. Otilie

Wie bereits argumentiert, kann Otilie als Mutter des Romans angesehen werden. Sie ist es, die sich in den Wahlverwandtschaften den anderen drei Figuren aufdrängt und in den Mittelpunkt gestellt werden möchte, sie ist auch die Hauptfigur innerhalb des Romans. Hinter ihrem zarten äußeren Erscheinungsbild verbirgt sich ein starker Charakter, der seinen Willen durchzusetzen sucht, koste es, was es wolle – auch das Leben von anderen. Otilie tritt von Anfang an als Wölfin im Schafspelz auf und drängt sich als jüngste der Protagonist_innen in den Mittelpunkt – als zunächst Außenstehende schafft sie es in kürzester Zeit, in die Mitte des Geschehens zu rücken und spielt bei jeder der ausschlaggebenden Szenen innerhalb der „Wahlverwandtschaften“ eine tragende Rolle.

Otilies Rolle innerhalb des sogenannten doppelten Ehebruchs ist bereits erörtert worden und kommt später noch zur Sprache. Auch ihre Berechtigung, überhaupt in den Wahlverwandtschaften „mitmischen“ zu dürfen – um sich eines Ausdrucks aus der Naturwissenschaft¹⁷⁶ zu bedienen –, wurde bereits gezeigt. Im nun folgenden Abschnitt wird verstärkt auf ihre Beziehung mit den anderen Wahlverwandten eingegangen, um ein Bild ihrer queeren Identität(en) zu zeichnen.

Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft, in sich wie ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gärung verursacht und schäumend über den Rand schwillt. (WV I7, 74)

¹⁷⁶ vgl. N.N.: Lexikon der Chemie, „Mischen“. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 1998, <https://www.spektrum.de/lexikon/chemie/mischen/5899>, letzter Zugriff am 31. März 2018.

Es ist Ottilie als „neues Ingrediens“, welches eine Gärung verursacht und die Situation am Landgut von Eduard und Charlotte eskalieren und „über den Rand schwellen“ lässt. Zu lange gären die Elemente – die Protagonist_innen – in der prekären Familienaufstellung. Zunächst wird durch homosocial desire ausgedrückt, dass sich einerseits Eduard den Hauptmann auf das Gut wünscht, andererseits Charlotte ihre Nichte Ottilie. Innerhalb dieser Machtstrukturen wollen sie, als sozial Höhergestellte, es sein, die die Wahlverwandtschaften entstehen lassen, jedoch können sie, eben aufgrund dieser Hierarchie, nicht erkennen, dass der Hauptmann und Ottilie keine andere Wahl haben, als zum Ehepaar zu stoßen. Dieses homosocial desire transformiert sich nach und nach und wird erotic desire, auch abhängig davon, welche Identität die jeweiligen Figuren zu einem bestimmten Zeitpunkt der Handlung annehmen.

Dass Ottilie das sinnstiftende queere Moment der Wahlverwandtschaften ist, wird zunächst vom Hauptmann beobachtet, der behauptet, dass (chemische) Verwandtschaften erst dann interessant werden, wenn vier Elemente miteinander reagieren, und damit den Weg für den Einlass Ottilies ebnet:

Man muß diese todtscheinenden und doch zur Tätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend führen, sie recht zu beobachten, und unsre Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen. (WV I4, 52)

Mit dieser Beschreibung eröffnet sich definitiv eine weitere queere Lesart – die Elemente als Metapher für Menschen werden als „todtscheinend“ beschrieben. Auf welche Art und Weise diese nun tot sind, wird hier nicht weiter ausgeführt, jedoch können sich literarisch zwei verschiedene Arten des Tot-Seins manifestieren: einerseits ist es die Gefühlskälte, das tote Innenleben eines Menschen bzw. einer Romanfigur, andererseits ist es ein toter Mensch selbst bzw. eine tote Romanfigur.

In beiden Fällen wird der Roman diesen Ansprüchen gerecht: Die Figuren treten einander teilweise sehr abweisend, kritisch, ja beinahe kalt gegenüber, und auch

nimmt der Roman mit dem Tod mehrerer Personen ein tragisches Ende. Das Motiv des Scheintods und die Relevanz der Todesproblematik innerhalb der Wahlverwandtschaften sind bereits in mehreren Studien eingehend besprochen worden¹⁷⁷, im Rahmen dieser Arbeit soll hingegen auf den queeren Moment hingewiesen werden, in dem Otilie beschließt zu sterben, nämlich während der Taufe des Kindes:

Otilie allein betrachtete den Eingeschlummerten, der noch immer seine freundliche einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum sollte der Körper noch erhalten werden? (WV II8, 259)

Otilie sieht sich im Rahmen einer Feier mit dem Tod konfrontiert und nimmt ihn als etwas Positives, als etwas Erstrebenswertes wahr. Verweisend auf die zuvor zitierte Erläuterung der chemischen Wahlverwandtschaften des Hauptmanns zu den Scheintoten bezeichnet sie sich hier selbst als Scheintote, denn sie weiß, dass ihre Seele, deren Bestimmung es war, mit Eduard eins zu sein, nicht weiterleben kann. Der Tod am Ende des Romans ist ihr daher schon gewiss. Hat sie einmal den Beschluss gefasst, zu sterben, wird sie nicht mehr davon abkommen, auch dann nicht, wenn sich die äußeren Gegebenheiten ändern und Charlotte letztendlich einer Scheidung von Eduard zustimmt. Selbstbestimmt führt sie ein (möglicherweise pathologisch) asketisches Leben bis zu ihrem selbst verursachten Tode weiter und bedingt dadurch, aufgrund der zuvor besprochenen Abhängigkeit Eduards, auch dessen Tod. Die Wahlverwandtschaften sterben mit ihr.

In ihrer Identität und ihrem Charakter ist Otilie wenig flexibel. Hat sie einmal einen Entschluss gefasst, verfolgt sie diesen, gegebenenfalls auch rücksichtslos. Sie präsentiert sich als reumütig, obwohl sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihren Willen durchzusetzen versucht. Ihr Mangel an Flexibilität, an Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit ist es, der sie auch in den Tod treibt – sie stellt sich

¹⁷⁷ vgl. Horn, Eva: Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit. München: Fink 1998 (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 95), v.a. S. 113 – 144; Hermann, Elisabeth: Die Todesproblematik in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Berlin: Schmidt 1998 (Philologische Studien und Quellen 147); sowie Langer, Stephanie: Die Ungewissheit des Todes. Scheintod und Goethes *Wahlverwandtschaften*. Diplomarbeit an der Universität Wien 2011.

selbst an die erste Stelle der Hierarchie innerhalb der Wahlverwandschaften und macht alle weiteren Handlungen von sich selbst abhängig. Dies hat vor allem Einfluss auf den schwachen Eduard, der nicht anders kann, als auch zu sterben. In der Figur des Eduards fließt daher desire bei Ottilie zusammen; jedoch ist es weder homosocial noch homosexual desire, welches sich bei Ottilie in ihrem Begehren nach Eduard aus dem Roman ablesen lässt – es ist ein asexual desire. Ottilie zeigt sich den Lesenden nicht als eine Person, die sexuelles Begehren gegen eine andere lebende Person ausdrückt. Ausschließlich in Verbindung mit dem toten Kind Otto lässt sich hier eine queere Resonanz herauslesen:

Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum erstenmal dem freyen Himmel; zum erstenmal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarnten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hilflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beyden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt. (WV II13, 309)

Ottilies Körperlichkeit wird ein erstes und einziges Mal innerhalb des Romans beschrieben – nicht in Verbindung mit ihren Händen oder Augen. Es ist ihre Brust, die im Vordergrund des Geschehens steht und mit der sie versucht, das tote Kind wiederzubeleben. Jedoch, wie bereits angedeutet, ist Ottilie ein totes Element und so nicht imstande, mit allem was sie hat, das Kind zurück ins Leben zu holen. Ein weiteres Mal wird in der Beschreibung dieser Szene auf ihre Heiligkeit hingewiesen und eine mögliche ikonografische Verbindung zur Gottesmutter als Maria lactans vordergründig betont. Diese Szene ist auch die erste und einzige, in der Ottilie überhaupt ein Körper – abgesehen von Augen und Händen –

zugesprochen wird. Das alles geschieht aus einer Situation heraus, die sie selbst verursacht und die ultimativ ihren Tod bedeutet.

4.3.2. Charlotte

Charlotte war eine von den Frauen, die von Natur mäßig, im Ehestande, ohne Vorsatz und Anstrengung, die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. (WV I11, 114–115)

Dies ist eine der wenigen Beschreibungen von Charlotte, auf ihr Aussehen wird in den Wahlverwandtschaften weiter kein Bezug genommen, sie erscheint dadurch körperlos. Vielleicht zeigt sich Charlotte gerade deswegen als eine der Figuren, die am freisten innerhalb der Wahlverwandtschaften agiert. Wie bereits im Rahmen der Analyse der chemischen Gleichnisrede angesprochen, zeigt sie sich nicht oder kaum beeindruckt ob der Vergleiche der „Schicksale“ chemischer Elemente als Analogie für die Beziehungen der Menschen untereinander. Dennoch kann sie durch die chemische Gleichnisrede einen Erkenntnisgewinn artikulieren:

Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen: denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. (WV I4, 49)

Charlotte ist also der Ansicht, dass Gegensätze einander anziehen, womit sie bereits jede Vorahnung, dass sich ihr Ehemann jemals zu Ottilie hingezogen fühlen könnte, abweist. Eduard und Charlotte könnten unähnlicher gar nicht sein, was vor allem in den Szenen beschrieben wird, in denen sie miteinander musizieren oder in welchen vorgelesen wird. Es gibt vieles, das Charlotte an ihrem Ehemann nicht mag oder lediglich duldet, auch wenn sie es als Unart abtut. Dadurch bestätigt sie sich jedoch selbst darin, die ideale Partnerin für ihren Ehemann zu sein.

Die Frage, die sich nun aufwirft, ist folgende: Gesellt sich Charlotte lediglich zum Hauptmann, um nicht alleine sein zu müssen, weil sich Eduard eben zu Ottilie

hingezogen fühlt? Charlottes eigenen Aussagen zufolge, bezogen auf die chemische Gleichnisrede, tut sie es. Sie fügt sich der Situation, mit der sie konfrontiert ist, und versucht, das Beste daraus zu machen – und verliebt sich gleichsam in den Hauptmann, mit dem sie viele Charaktereigenschaften teilt.

Charlotte ist diejenige, die sich gezwungen sieht, in die Rolle der Mächtigen in einer heterosexuellen Beziehung, heteronormativ gesprochen in die Rolle des Ehemanns zu schlüpfen, eben weil ihr Ehemann diese nicht erfüllen kann. Triebgesteuert fokussiert er auf Ottilie und seine Verliebtheit, anstatt seinen Aufgaben am Anwesen nachzukommen. Nicht nur präsentiert sich Charlotte den Lesenden so auf eine äußerst „männliche“ Art und Weise, auch ist sie gleichzeitig die „weiblichste“ aller Figuren. Sie ist die einzige Frau oder weibliche Figur, die bereits ein Kind geboren und die im Laufe des Romans ein weiteres auf die Welt bringen wird. Heteronormativ gelesen erfüllt sie somit den ultimativen Zweck einer heterosexuellen Beziehung¹⁷⁸. Die Mutterrolle liegt ihr jedoch nicht und so gab sie ihre Tochter aus erster Ehe zur Erziehung in die Pension, ihren Sohn überantwortet sie der Geliebten Eduards.

Charlottes homosocial desire in Bezug auf Ottilie lässt sich also am ehesten in dem Sinne beschreiben, der von Kosofsky Sedgwick dem männlichen desire zugeschrieben wird, nämlich der Mentor_innentätigkeit, auch im Sinne von Rivalität. In dieser Mentor_innentätigkeit übt Charlotte Macht über ihre Pflegetochter aus. Ein Beispiel dafür sind Ottilies Essgewohnheiten. Diese bereiten Charlotte zwar Sorgen, jedoch unternimmt sie nichts dagegen. Ganz im Gegenteil, Charlotte gestattet es Ottilie, ihre Speisen alleine einzunehmen und eröffnet Ottilie so die Möglichkeit, dass Nanny statt ihr isst und Ottilie so eine Anorexie (weiter)entwickeln kann (vgl. WV II17, 338–339). Auch bei der Organisation von Ottilies Begräbnis ist Charlotte diejenige, die gezwungenermaßen zur Tat schreitet, weil sich die Männer und/oder männlichen Figuren dazu nicht imstande sehen (vgl. WV II18, 347). Andererseits kann hier argumentiert werden, dass Charlotte in dieser Situation lediglich ihre Rivalität mit Ottilie „begräbt“. Diese Rivalität begründet sich im Roman einerseits in dem nicht-

¹⁷⁸ vgl. Hark (2016), S. 62.

stattfindenden, im unsichtbaren Buhlen, um Eduard, andererseits in der Vormachtstellung als „Mutter des Romans“. Körperlich gesehen ist es Charlotte, während in der Figur der Ottilie die tatsächliche „heilige“ Mutter des Romans zu finden ist, wie bereits besprochen wurde.

Female homosocial desire lässt sich bei Charlotte in ihrem Umgang mit der Baronesse erkennen. Die Baronesse hat im Gespräch mit Eduard bemerkt, dass dieser in Ottilie verliebt ist. Nachdem feststeht, dass der Hauptmann das Gut verlassen wird um andernorts seinen Tätigkeiten nachzugehen, sieht sich die Baronesse in ihrer Funktion als „Erhalterin der Ehe“ gedrungen, auch Ottilie loszuwerden. Die Solidarität liegt hier zwischen den älteren Frauen und/oder weiblichen Figuren, die sich gemeinsam gegen die junge, ehezerbrechende wenden.

Verheiratete Frauen, wenn sie sich auch untereinander nicht lieben, stehen doch stillschweigend mit einander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer solchen Zuneigung stellten sich ihrem weltgewandten Geiste nur allzugeschwind dar. (WV I10, S. 107)

Zu diesem Zeitpunkt hat sich auch Charlottes Einstellung gegenüber Ottilie geändert und sie sieht sich nicht mehr in einer Situation, in der Ottilie ihrer Hilfe und Aufsicht benötigt, weil diese Rolle bereits ihr Ehemann übernommen hat.

Homosexual desire wiederum lässt sich aus Charlottes Beziehung mit dem Hauptmann herauslesen, sobald nämlich Charlotte als männliche Figur gelesen wird, die sie eigentlich auch darstellt. In der Liebesnacht mit Eduard ist er derjenige, den sie sich herbeiwünscht und den sie heraufbeschwört, noch bevor Eduard den Geschlechtsverkehr initiiert. Sie sieht den Hauptmann als ihr gleichwürdig an und verbringt, wie bereits angesprochen, ihre Zeit mit ihm beim Planen und Gestalten der Gartenanlagen – sie übernehmen also Tätigkeiten, die im Bereich des Sichtbaren liegen. Die Verwaltung des Geldes, welche Charlotte innehat, fällt somit auch in den Bereich, den Charlotte und der Hauptmann gestalten. Die Beziehung zwischen Charlotte und dem Hauptmann ist viel harmonischer als die zu ihrem Ehemann. Der Hauptmann findet Gefallen an ihrer Stärke und ihrem Tatendrang.

4.3.3. Eduard

„Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard [...]“ (WV I1, 7). Der erste Satz, ja das erste Wort, der Wahlverwandtschaften stellt uns bereits einen reichen Baron im besten Mannesalter vor – was auch immer das sein mag. Auf jeden Fall scheint dieses Alter nicht das beste für Frauen zu sein, wie Charlotte bereits im ersten Kapitel anmerkt: „denn da wir ohngefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann.“ (WV I1, 12). Nicht nur das, auch wird vorgeschlagen, dass er so *genannt* wird und nicht, dass er so heißt, worauf im Laufe dieser Arbeit bereits eingegangen worden ist. Der Baron Eduard ist eine der Figuren, auf deren Leben vor den Wahlverwandtschaften direkt Bezug genommen wird, und welches auch den Lesenden präsentiert wird:

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Aeltern, die ihn zu einer seltsamen aber höchst vortheilhaften Heirat mit einer viel älteren Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freygebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigener Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechselung jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerley wollend, freymüthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall – was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen! (WV I2, 17–18)

Als einziges und verzogenes Kind präsentiert sich Eduard auch durch den gesamten Roman hindurch. Genau wie Ottilie, dem zweiten Kind im Roman, möchte er seinen Willen durchsetzen, koste es was es wolle. Dabei ist er temperamentvoll und nimmt dennoch Rücksicht auf die Gefühle anderer. In seiner Art und Weise ist er jedoch so „liebenswert“, dass ihm schnell vergeben wird und er, vor allem von den „starken“ Protagonist_innen Charlotte und dem Hauptmann, als schwach, wenn nicht sogar dummlich oder dilettantisch wahrgenommen wird:

Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm: denn wenn er, empfänglich wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte; so waren doch alle seine Aeüßerungen durch eine vollkommene Schonung des andern dergestalt gemildert, daß man ihn

immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand. (WV I2, 18–19)

In Relation zu Ottilie stehen zwei Identitäten Eduards in einem erotischen Dreieck mit der Frau: zum einen Ottilie–Eduard als Spielgefährte bzw. Kamerad (aus Eduards Perspektive), zum anderen Ottilie–Eduard als Erzieher bzw. als jemand, der Macht über sie ausübt (aus Ottilies Perspektive). Während er sich in der kindlichen Rolle des „Spielgefährten“, und deshalb gleichgestellt mit Ottilie, sieht, ist er zugleich und ambivalent Ottilie höhergestellt, weil er derjenige ist, den Ottilie in ihrem Begehren zu erreichen versucht. Er versucht auch, eine gewisse Macht über Ottilie auszuwirken, indem er als Erzieher von Ottilie auftritt. Er konkurriert damit mit sich selbst in der Machtkonstellation im erotischen Dreieck Ottilie–Eduard–Eduard.

Das für Eduard nicht ersichtliche Dreieck des Begehrens hingegen, Ottilie–Kind–Eduard, in dem Ottilie um Anerkennung Eduards kämpft, existiert für diesen gar nicht, weil das Kind – sein Kind – keinen Platz in seinem Leben hat. Wenn er mit Charlotte über hypothetische zukünftige Kinder spricht, ist er dabei „lächelnd und kalt“ (WV I16, 146). Er sieht sich selbst nicht in der Rolle des Vaters und zeigt sich letztendlich erleichtert, keiner (mehr) sein zu müssen. Wie bereits angesprochen, sexualisiert Eduard Ottilie als jungfräuliche, heilige Mutter, ist aber beruhigt, dass sie diese nicht bleibt:

[A]nstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah [Eduard] diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. (WV II14, 314–315)

Die erotische Komponente in der Beziehung zwischen Eduard und Ottilie tritt auch durch das Motiv des Köfferchens zutage, welches Eduard Ottilie zum Geburtstag schenkt, auch findet sich hier ein weiterer queerer Moment eingeschrieben. Bei Goethe ist das Kästchen- oder auch Köfferchenmotiv mit sexualisierter Bedeutung zu verstehen; es nimmt eine „lustvoll-verführerische Rolle“¹⁷⁹ ein. Nicht nur das, in einem Kästchen oder Köfferchen können sich Geheimnisse verbergen – in the closet? Was genau ist es also, das Eduard

¹⁷⁹ vgl. Jeßnig (1999), S. 271–272.

seiner Geliebten hier zum Geburtstag schenkt? Es ist ihr Brautgewand, das von einem Diener Eduards in der Stadt ausgesucht wurde und welches sie nun als Überraschung in ihrem Zimmer nach den Feierlichkeiten zu ihrem Geburtstag vorfindet:

Aber wie erstaunt war Otilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Coffer auf ihrem Tische fand. Sie säumte nicht ihn zu eröffnen. Da zeigte sich alles so schön gepackt und geordnet, daß sie es nicht auseinander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Musselin, Battist, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wohl die Absicht, sie mehr als einmal von Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute. (WV I15, 141–142)

Die lustvoll-verführerische Rolle des Köfferchens ist es, die Otilie Angst macht. Sie möchte sich nicht eingestehen, dass es ihr Brautgewand ist, welches sie von Eduard zum Geburtstag geschenkt bekommt. Vielmehr kann dieses Köfferchen auch als Ausdruck Eduards Sexualität verstanden werden: Ist es also ein Outing, das Eduard vornimmt, wenn er Otilie ein Kästchen schenkt? Er lässt das, was in dem Koffer zu finden ist, schließlich von einem anderen Mann aussuchen und ist nicht bereit dazu, Otilie das Geschenk selbst zu überreichen. Ist Eduard in the closet und teilt er es Otilie auf diese Art und Weise mit? Wie bereits besprochen, ist es eine Jungfrau, die Eduard sexualisiert; auch möchte Eduard kein Vater sein, das Ziel einer heteronormativen heterosexuellen Beziehung also nicht erreichen. Durch dieses versteckte Outing, das im Grunde genommen nur subtil angedeutet ist und nicht unmissverständlich als solches gelten kann, teilt er Otilie vielleicht mit, dass er homosexually in the closet bleiben möchte, jedoch eine Beziehung mit ihr eingehen möchte, um nach wie vor in the closet bleiben zu können.

Homosocial desire ist bei Eduard in Verbindung mit dem Hauptmann zu sehen. Er nutzt auch ihn, um seine Interessen durchsetzen zu können, vor allem wenn es um die Scheidung von Charlotte geht. Auch zeigen sich parallele Verhaltensmuster bei den beiden Männern und/oder männlichen Figuren: keiner von ihnen will zu dem Kind stehen, das in der verhängnisvollen Nacht gezeugt wurde. Sie stehen also nicht in Konkurrenz zu einander, vielmehr kämpfen sie für

dieselbe Sache, nämlich Einzelgänger bleiben zu dürfen: Der Mann verlangt also nicht den Mann; der Mann unterstützt vielmehr den Mann, jeweils alleine bleiben zu können. In der Definition des Gehülfen („immer steht sie [die Frau] isolirt, immer ist sie allein, und will allein seyn.“, WV II7, 241) kann das homosocial desire zwischen den beiden Männern und/oder männlichen Figuren in queerer Lesart also durchaus als weiblich charakterisiert werden.

4.3.4. Der Hauptmann

Nomen est omen: Neben Charlotte kann der Hauptmann als die männlichste der Figuren der Wahlverwandschaften gelesen werden. Er ist der *Hauptmann* in dem Roman und „typisch“ männliche Charaktereigenschaften liegen seiner Person zugrunde. Er ist analytisch und geradlinig in dem, was er sagt und tut. Er ist ein Kämpfer, schon alleine durch die Tatsache bedingt, dass er nicht mit seinem Namen Otto, sondern mit seinem militärischen Rang angesprochen wird. Bemerkenswert hier ist wiederum, dass sich dieser ändert, also nichts Festgeschriebenes ist. Im zweiten Teil des Romans wird er während der Kriegsgeschehnisse zum Major befördert, was auch seine Namensänderung begründet. Immer noch versteckt er sich hinter dieser Metonymie, in der Beruf für Name steht, die zugleich ein Euphemismus ist, der den Unglücksnamen Otto verdeckt und versteckt.

Seinen Worten folgen Taten und er ist eine der aktivsten Figuren im Roman, wenn auch derjenige, der am wenigsten präsent scheint und so Einblick in seine Identitätskonstruktion bietet. Der Hauptmann ist es jedoch, der die chemischen Wahlverwandschaften am deutlichsten beschreibt, und so einen queeren Zugang zum Werk ermöglicht:

Ja wohl! versetzte der Hauptmann: diese Fälle [wenn vier chemische Elemente aufeinander treffen] sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtseyn, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz, wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwey zu zwey verbundene Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen, glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen;

man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften vollkommen gerechtfertigt. (WV 14, 52)

Es ist ein „Fahrenlassen und Ergreifen, [...] Fliehen und Suchen“, welches die Wahlverwandtschaften in ihrer queeren Tendenz fruchtbar werden lassen. Der Hauptmann erkennt somit an, dass sich Begehren – also desire – ändern kann und es möglich ist, dass es sich sowohl homosocial als auch heterosocial; homosexual als auch heterosexual äußert. Auf die übertriebene Heteronormativität der chemischen Gleichnisrede sei hier ein weiteres Mal hingewiesen – diese nimmt die Beziehungen der vier Protagonist_innen vorweg. In ihr sind (fast) alle möglichen Begehrenskonstellationen des Romans eingeschrieben.

Wie bereits bei Charlotte angedeutet, lebt der Hauptmann mit ihr sein homosexual desire aus. Auch in der Beziehung des Hauptmanns zu Eduard spielt homosexual desire eine Rolle, welches jedoch vom Hauptmann nicht erwidert wird. Vor allem bei der Gestaltung des Gartens scheint er aktiver und produktiver als Eduard, vor allem auch deswegen, weil dieser versucht, den Wünschen seiner Ehefrau gerecht zu werden und dadurch einige Prozesse verzögert. Der Hauptmann hingegen weiß, dass er Charlotte über einiges in Unwissenheit zu lassen hat, wenn er seinen Willen durchsetzen möchte. Dadurch verstärkt er das homosocial desire zwischen sich und der männlich gelesenen Charlotte. Speziell vor der Ankunft Ottilies ist er also derjenige, der in der Machthierarchie des Romans an der Spitze steht. Durch die Beschäftigung im Garten fühlt sich Charlotte immer mehr dem Hauptmann zugetan und diese Beschäftigung ist es auch, die die chemische Gleichnisrede hervorruft, wobei wieder der Status des Hauptmanns als zentraler Mann in den Wahlverwandtschaften betont sei.

Der Hauptmann weiß, nach den Spielregeln der Wahlverwandtschaften zu spielen und nutzt dieses Wissen in allen Belangen zu seinem Vorteil: Er ist an der Zeugung des Kindes beteiligt, weil er wissen möchte, wie ein Kind von ihm und Ottilie aussehen kann oder aussehen könnte (vgl. 4.2. der vorliegenden Arbeit), er macht sich jedoch vom Landgut auf, noch bevor dieses geboren wird.

Der Hauptmann verweigert Charlotte ihr Zusammensein, solange er sich in seinem homosexual desire ihr gegenüber nicht sicher ist – und er gesteht es sich lange nicht eindeutig ein. Die Annäherungen zwischen den beiden Protagonist_innen sind zaghaft und vage, auch deswegen, weil sich der Hauptmann als *Hauptmann* davor scheut, diese Art von Beziehung mit der zweiten männlichen Figur im Roman – Charlotte – einzugehen.

4.4. Leerstellen: Machtgefüge und Begehren

In den folgenden Abschnitten werden die Beziehungen zwischen den Protagonist_innen durchleuchtet und analysiert. Hierbei liegt das Hauptaugenmerk auf den sich bietenden Leerstellen und es werden Interpretationsansätze geliefert, die vielleicht nicht auf den ersten Blick respektive beim ersten Lesen ersichtlich sind. Dieser Tatsache ist es auch geschuldet, dass weniger auf die „traditionellen“, das heißt leichter ersichtlichen Beziehungen eingegangen wird, wie zum Beispiel Eduard mit Otilie oder Charlotte mit Eduard, sondern mehr auf weniger offensichtliche Strukturen Bezug genommen wird. Hier bieten sich vor allem die Beziehung zwischen dem Hauptmann und Otilie sowie das Machtgefüge zwischen dem Kind Otto und Otilie an.

4.4.1. Das schöne/liebe Kind und das Kind

Auf die queere Art und Weise der Zeugung des Kindes ist bereits im Zuge dieser Diplomarbeit eingegangen worden (vgl. 4.2. der vorliegenden Arbeit). Außerdem wurde bereits angedeutet, dass es sich bei der Beziehung zwischen Otilie und dem Kind um eine besondere handle. Dies lässt sich auf zwei unterschiedliche Arten erläutern. Zunächst wird auf die bereits hingewiesenen körperlichen Ähnlichkeiten zwischen Otilie und dem Kind Bezug genommen, um danach zu zeigen, wie das Kind/Otto und das schöne Kind/Otilie zueinander in der Beziehungshierarchie der Wahlverwandschaften stehen. Wie bereits ausgeführt, wird Otto, der leibliche Sohn Charlottes und Eduards, im Roman „das Kind“ genannt (vgl. 4.1.1. der vorliegenden Arbeit und passim). Noch vor ihrer Ankunft am Gut wird Otilie von der Vorsteherin der Pension mit den Worten

„Soviel von diesem übrigens so schönen und lieben Kinde“ (WV I3, 37) angekündigt, wiederholt wird sie im Roman als „das schöne Kind“ oder „das liebe Kind“ bezeichnet.¹⁸⁰

Das Produkt Charlotte/Eduards und Ottilies/des Hauptmanns tut sich neun Monate später als das Kind Otto hervor. Es ähnelt den zwei „Gespenstern“, was scheinbar nicht für alle Protagonist_innen sichtbar wird, sondern nur den verkörperten Gespenstern – Ottilie und dem Hauptmann – auffällt. Ottilie bemerkt dies bereits kurz nach der Geburt des Kindes (vgl. WV II8, 256), äußert sich aber nicht dazu. Bei der Taufe ist die Ähnlichkeit selbst für Außenstehende nicht mehr zu verkennen, denn hier ist es der Mittler, der auf die gemeinsamen äußeren Merkmale des Kindes mit denen des Hauptmanns, hinweist; Ottilie erschrickt ob dieser Entdeckung:

Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als sie mit Neigung auf dasselbe heruntersah, erschrak sie nicht wenig an seinen offenen Augen: denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen, eine solche Uebereinstimmung hätte Jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfang, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war. (WV II8, 257)

Das Motiv der Augen ist hier ein wiederkehrendes, jedoch diesmal in Zusammenhang mit der gegenteiligen Empfindung der Liebe – nämlich Abneigung. Ottilie erschrickt, weil sie einsieht, einen Fehler gemacht zu haben, nämlich in einer Ehe Zwietracht gesät zu haben, weswegen sie in jenem Moment in das Gesicht des Produkts dieser Zwietracht blickt. Auch Charlotte bemerkt, dass es mit dem Kind etwas „Wunderbares“, etwas Sonderbares auf sich hat, vor allem auch in Bezug auf dessen Aussehen, und sieht in ihm ein Wunderkind:

Zu Hause belebte sie [Charlotte] der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein *wunderbares*, ja ein *Wunderkind*, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene *doppelte Aehnlichkeit* die sich immer mehr entwickelte. Den

¹⁸⁰ vgl. WV I2, 19 und 20; I6, 61; I9, 92; I10, 108; II3, 190; II5, 212; II11, 289; II13, 302; II15, 321, 323 und 325.

Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese *sonderbare* Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer Andern mit zärtlicher Neigung umfassen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf *so viel als eine Mutter*, oder vielmehr eine *andre Art von Mutter*. (WV II11, 291; meine Hervorhebungen)

Charlotte ist sich zu einem früheren Zeitpunkt als ihr Ehemann bewusst, auch durch dessen Abwesenheit bedingt, dass sich die Zeugung des Kindes mit „wunderbaren“ Dingen zugetragen haben muss. Sie gibt vor, das Kind zu lieben und dennoch ist es Ottilie, die sich um das Kind annimmt. Bloß steht Ottilie in einem queeren Verhältnis zu diesem Kind – sie ist ihm eine „andre Art von Mutter“, nämlich eine jungfräuliche Mutter¹⁸¹, und zugleich steht sie in Konkurrenz zu ihm, worauf anschließend ausführlicher eingegangen wird.

Natürlich bleibt das sonderbare Aussehen des Kindes auch für Eduard nicht unsichtbar, sticht ihm zunächst jedoch die Ähnlichkeit des Kindes Otto mit dem Hauptmann ins Auge:

Großer Gott! ruft er aus: wenn ich Ursache hätte an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlich gegen sie zeugen. Ist dieß nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen. (WV II13, 305)

Es ist erst ein Einwurf Ottilies, der ihn auf die Ähnlichkeit mit ihr selbst aufmerksam werden lässt. Dadurch lässt sich ein weiteres Mal homosocial/homosexual desire Eduards erkennen – es ist der Hauptmann, den er begehrt, den er im Aussehen seines eigenen Kindes erkennen will, auch deshalb, weil er während seiner Zeugung an ihn gedacht hat.

Nicht doch! versetzte Ottilie: alle Welt sagt, es gleiche mir. Wär' es möglich, versetzte Eduard? und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwey große, schwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. [...] Eduard warf sich *bey dem Kinde* nieder, er kniete

¹⁸¹ vgl. Wiethölter (1982), S. 21–37.

zweymal vor Ottilien. Du bist! rief er aus: deine Augen sind's! [...]
(WV II13, 305–306; meine Hervorhebung)

In diesem Augenblick gesteht sich auch Eduard ein und er tut es offen kund, dass sein Kind aus einem Akt des sogenannten doppelten Ehebruchs heraus entstanden ist – er war sich also sowohl der Beschwörung durch seine Ehefrau, als auch seiner eigenen bewusst und bestätigt somit das erotische Dreieck zwischen sich selbst, seiner Ehefrau und dem Hauptmann. Aus dieser Textpassage wird im hervorgehobenen Teil auch ersichtlich, dass eine gewisse Ambiguität entstehen kann, wenn die Protagonist_innen von „dem Kinde“ sprechen – ist es nun das schöne/liebe Kind Ottilie oder das Kind Otto, vor dem sich Eduard auf den Boden wirft? Sind es die Augen Ottilies oder die des Kindes, zu denen er spricht? Bereits zu Beginn des Romans wird Ottilie, wie bereits dargelegt, als „das schöne“ oder „liebe Kind“ bezeichnet, unter anderem von Charlotte, der Vorsteherin der Pension und dem Gehülfen und wird im Laufe des gesamten Werks als solches umschrieben. Es scheint, als seien die eben erwähnten Protagonist_innen gemeinsam mit Eduard jeweils eine Art Elternersatz für das verwaiste, schöne, liebe Kind Ottilie. Sie scheinen sich um ihre Erziehung und Zukunft zu sorgen, wenngleich sie Ottilie diese für sie schöne Zukunft nicht ermöglichen, nicht ermöglichen können oder nicht ermöglichen wollen.¹⁸² Letztendlich ist es jedoch Ottilie selbst, die, wie bereits angedeutet, ihre Zukunft so formt, dass sie für sie akzeptabel wird – sie tötet das Kind Otto.

Nicht nur, dass sie somit ihren „Rivalen“ um die Gunst Eduards loswird, durch das Kind kommt auch die zweite „heilige“ Figur des Romans ums Leben, womit wieder argumentiert werden kann, dass sie ihre „Heiligkeit“ ins Negative gekehrt hat, und somit als Luzifer, also „als Prinzip, das durch vorzeitiges Eingreifen den kosmischen Entwicklungsprozeß stört, aber gerade dadurch erst ermöglicht“¹⁸³,

¹⁸² Charlotte verwehrt sich beispielsweise aktiv der Scheidung von Eduard, auch wenn sie weiß, dass das Zusammensein mit Eduard Ottilies größtes Glück bedeuten würde. Ähnlich die Vorsteherin und der Gehülfe, die im Rahmen der Erziehung in der Pension die Möglichkeit hätten, besser auf Ottilies Bedürfnisse einzugehen und sie so zu einer den gesellschaftlichen Vorstellungen entsprechenden jungen Frau zu erziehen.

¹⁸³ Hoheisl, Karl: Luzifer. In: Kasper, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6, Freiburg im Breisgau: Herder (1997), Sp. 1154; und „Es gibt kein transzendentes Prinzip des Bösen, kein substantiell Böses; das Böse ist eine kontingente Größe. Der Teufel, dessen Existenz

das Kind Otto, und damit den „Heiland des Hauses“¹⁸⁴ in den Tod stürzt. Sobald hingegen Ottilie als männliche Frauenfigur gelesen und verstanden wird, steht sie in Konkurrenz zu dem Kind Otto, vor allem dann, wenn es um die Beziehung zu Eduard geht. Dieses erotische Dreieck hat zur Konsequenz, dass das schöne/liebe Kind/Ottilie mit dem Kind/Otto um die Liebe, Anerkennung und Aufmerksamkeit Eduards buhlen muss. Worüber Ottilie jedoch in Unwissenheit gelassen wird, ist die Tatsache, dass ihrem Begehren nach Eduard überhaupt nichts im Wege steht. Er bekennt sich nicht zu dem Kind. Ganz im Gegenteil, er wirkt beinahe erleichtert, als sein eigenes Kind stirbt, weil so einer Zusammenkunft mit Ottilie nichts mehr im Wege zu stehen scheint, denn auch der Vorschlag, dass sich Charlotte und der Hauptmann um das Kind annehmen, wird abgelehnt:

Er [Eduard] wußte bereits von dem Unglück und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. (WV II14, 314–315)

Dieses „Glück“, das Kind „beseitigt“ zu haben, kehrt sich jedoch ins Unglück, weil Ottilie immer noch daran festhält, das Machtgefüge umkehren zu wollen, um bei Eduard an erster Stelle zu stehen. Sie kehrt so ihre „Heiligkeit“ um und tötet das Kind – was auch die einzig logische queere Folge ist, weil sie nur so dieses Dreieck des Begehrens überwindet. Nach dem queeren Moment der Tod bringenden Heiligen erkennt sie jedoch, dass sie falsch gehandelt hat und straft sich selbst durch Askese und Verzicht – als einzig logische Folge bleibt ihr hier nur der Tod. Durch den Tod des Kindes ist auch Ottilie als Luzifer, als Teufel entmachtet und sie stürzt sich durch die anschließende Askese in ihren Tod. Dies muss Ottilie tun, sobald sie als „teuflische Figur“ gelesen wird, denn

[b]ei alldem darf nicht vergessen werden, daß durch Jesu Tod am Kreuz auch der Teufel entmachtet ist: die ‚Einladung zum Verrat‘ an der Treue

vorausgesetzt wird, ist ursprünglich ein Engel gewesen, ein von Gott gut erschaffenes Geschöpf, das sich durch eigene Schuld pervertiert hat, dabei aber sein ursprüngliches Gutsein nicht völlig zugrunde richten konnte.“ Claret, Bernd J.: Teufel. In: Kasper, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg im Breisgau: Herder ³2000: Sp. 1365–1368, hier: 1365.

¹⁸⁴ Bei der Taufe des Kindes bezeichnet der Mittler das Kind als solchen: „denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.“ (WV II8, 258)

(zum Sein bzw. zur eigenen Sendung) ist in ihrer Verlogenheit demaskiert. Diesen errungenen ‚Sieg‘ über den Teufel, der die Welt-Situation grundlegend gewandelt hat, kann sich ein Mensch aneignen, indem er durch, mit und in Christus – in Glaube, Hoffnung und Liebe sein Leben führt.¹⁸⁵

Otilie ist es, die die „Wahlverwandtschaften“ erst in Gang setzt, die als „neue[s] Ingrediens eine merkliche Gärung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.“ (WV 17, 74). Sie ist jenes Agens, die das nach heteronormativer Argumentation höchste Gut des Zusammenlebens und den nach religiöser Auffassung heiligen Bund – nämlich die Ehe zwischen Charlotte und Eduard – auseinandertreibt. Auf die Wahlverwandtschaften in queerer Lesart umgelegt, bedeutet das obenstehende Zitat, dass durch den Tod des Kindes/Ottos das schöne/liebe Kind/Otilie als unheilvolle_r Widersacher_in entmachtet ist.

4.4.2. Otilie Hauptmann?¹⁸⁶

Otilie und der Hauptmann sind diejenigen Protagonist_innen, welche am wenigsten direkt miteinander interagieren. Während sie zwar übereinander sprechen, so sprechen sie kaum miteinander. Zunächst befürchtet Charlotte, Otilie und der Hauptmann seien diejenigen, die innerhalb der chemischen Wahlverwandtschaften zueinander finden würden, und äußert Bedenken wegen des Altersunterschieds zwischen dem Hauptmann und Otilie (vgl. WV 12, 22). Ganz nebenbei sind dies Bedenken, die sie bei der sich anbahnenden Ehe zwischen Eduard und Otilie nicht äußert.

Als nach der Ankunft des Hauptmanns Eduard dessen Aufmerksamkeit und Beisein sucht, ist Charlotte zunächst beruhigt, denn sie ist diejenige, die Zeit mit Otilie verbringt und auch im gesamten Roman finden Otilie und der Hauptmann kein einziges Mal alleine zueinander. Die beiden ergeben eine Paarung, die innerhalb der Wahlverwandtschaften zunächst nicht möglich scheint. Nach dem Tod des Kindes äußert sich der Hauptmann jedoch zu diesem Umstand:

¹⁸⁵ Claret (2000), Sp. 1367–1368.

¹⁸⁶ Die Überschrift dieses Abschnitts bezieht sich auf den von Friedrich Kittler verfassten, gleichnamigen Aufsatz und ergänzt ihn durch ein Fragezeichen. vgl. Kittler (1981).

Der Major entfernte sich, Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm, als den vollkommensten Ersatz für das, was sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht *sein* Ebenbild trüge als der abgeschiedene. (WV II14, 314; meine Hervorhebung)

In diesem Absatz lässt sich eindeutig eine queere Tendenz herauslesen. Der Hauptmann sieht die Schuld am Tod des Kindes ganz eindeutig bei Ottilie, gesteht ihr aber auch eine Zukunft mit seinem Freund zu. Durch die Ambiguität der gewählten Pronomen ist es den Lesenden aber nicht klar, wessen Ebenbild hier gemeint ist (siehe Hervorhebung): Ist es Eduards oder ist es das des Hauptmanns? Ein queerer Aspekt kann hier im Begehren des Hauptmanns nach Ottilie gelesen werden. Die vorhin angesprochene Paarung der beiden findet im Roman nie statt, obwohl der Hauptmann sich diese wünscht und Ottilie begehrt. Viel mehr noch: Im Gegensatz zu Eduard wünscht er sich ein Kind mit Ottilie zu zeugen, welches „mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge“. Was jedoch hat mehr Recht, als die Gegenwart? Ist das Kind Otto nicht schon mit dem meisten Recht überhaupt zur Welt und in die Wahlverwandtschaften gekommen? Das Leben und Sterben des Kindes, des fünften Elements, sind von Anfang an in den Roman, in den Wahlverwandtschaften, eingeschrieben und vorausgedeutet.

4.4.3. Charlotte und der Hauptmann

Ein weiteres erotic triangle entsteht zwischen dem Ehepaar und dem Hauptmann – jedoch buhlen hier der Hauptmann und Charlotte um den „weiblichen“ Eduard. Kosofsky Sedgwick postuliert, dass sich homosocial desire vor allem auf dem Begehren zweier männlicher Figuren um eine dritte, weibliche Figur begründen lässt; diese Rivalität steigert sich in ein Begehren zwischen den zwei männlichen Figuren.¹⁸⁷ Dies ist auch in diesem erotic triangle der Fall.

Nachdem Charlotte zunächst nicht darüber erfreut ist, den Hauptmann bei sich aufzunehmen, nutzt sie die Vulnerabilität ihres Ehemannes aus, um auch ihren

¹⁸⁷ vgl. Kosofsky Sedgwick (2016), S. 21.

Wünschen nachkommen zu können und auch Ottilie auf das Gut zu holen. Das Zusammenleben der drei Protagonist_innen vor Ottilies Ankunft gestaltet sich als ein Konkurrenzkampf zwischen Charlotte und dem Hauptmann, wobei das Wollen der Aufmerksamkeit Eduards den Streitpunkt ausmacht. Beide wollen Zeit mit ihm verbringen. Nach und nach verlieren sie jedoch das zunächst vermeintlich Wesentliche, also Eduard, aus den Augen und ihr Blick fällt aufeinander und so stehen sie sich endlich ihr gegenseitiges homoerotic desire ein – die „männliche“ Charlotte und der Hauptmann. Weil sie beide das aber in the closet tun, kommt es nur zu einem zaghaften Aufeinandertreffen, wobei der Moment des Sich-verpasst-Habens im Roman nicht genau festgemacht werden kann. Im Gegensatz zu der heftigen „Liebes-“ beziehungsweise Begehrensgeschichte zwischen Ottilie und Eduard scheint die Anziehungskraft zwischen Charlotte und dem Hauptmann unschuldiger und auch nachrangig zu sein.

Personen die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden; ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entspringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, seitdem sie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein sicherer Beweis, daß sie ihn einen schönen Ruheplatz, den sie bey ihren ersten Anlagen besonders ausgesucht und verziert hatte, der aber seinem Plane entgegenstand, ganz gelassen zerstören ließ, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabey zu haben. (WV I6, 71)

Während sich das Annähern von Ottilie und Eduard im gesamten Romangeschehen ausdrückt, wird die Beziehung von Charlotte und dem Hauptmann in Nachsätzen oder wie nebenbei beschrieben, zumeist dann, wenn zum Schluss eines Kapitels eine Zusammenfassung folgt, wie in diesem Ausschnitt:

Denn eigentlich war die Neigung dieser beyden eben so gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß beyde ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. [...] Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig [dass sich der Hauptmann von ihr fern hielt]; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie ihn zu verstehen und achtete ihn nur um desto mehr. (WV I8, 83–84)

In diesem Zitat wird auch bestärkt, dass das Begehren beziehungsweise die Liebe der beiden Protagonist_innen zumindest ebenso stark wie diejenige zwischen Otilie und Eduard, auch wenn sie im Roman weniger ausgeprägt in den Vordergrund tritt. Aufgrund der Tatsache aber, dass sich die beiden ihres Begehrens bewusst sind, scheint dieses noch intensiver zu sein. Ein weiterer Faktor verstärkt dieses Begehren noch, es ist das Entsagungsmotiv. Weder Charlotte noch der Hauptmann gestehen sich offen ihre Gefühle füreinander ein, auch bleibt bis zum Schluss offen, ob sie ihr Interesse aneinander verfolgen. Durch diese Offenheit charakterisiert, kann diese Beziehung als eine zwischen erwachsenen Figuren beschrieben werden, die genau wissen was sie tun und sich nicht lediglich Tagträumereien und Spielgefährten_innen hingeben, wie Otilie und Eduard es tun. Auch ist hier ein Faktor, dass der Hauptmann und Charlotte als Einheit zusammenarbeiten, anstatt nebeneinander ihren Interessen nachzugehen, ohne Rücksicht auf andere zu nehmen, was sich am Beispiel des Musizierens skizzieren lässt. Während Charlotte und Eduard kaum in der Musik zueinander finden, was auf Eduards Mangel an Musikalität gründet, begleitet Otilie Eduard musikalisch, indem sie „seine Mängel so zu den ihrigen gemacht“ hat (WV I8, 83). Charlotte und der Hauptmann wiederum harmonieren gut miteinander:

Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten beyde, mit Empfindung, Behagen und Freyheit, eins der schwersten Musikstücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. [...]

Sie machen es besser, als wir, Otilie! sagte Eduard. Wir wollen sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen. (WV I8, 85)

4.4.4. Charlotte und Eduard

Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das was im Leben zusammenhängt, und das mit dem gleichen Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. (WV I1, 12)

In dieser Definition von Frauen und Männern stellt Charlotte gleich zu Beginn des Romans fest, dass sie diejenige ist, die – um beim Bild des letzten Unterabschnitts zu bleiben – den Ton in der Ehe mit Eduard angibt. Sie ist es, die als starker Charakter den Verlauf der Wahlverwandtschaften entscheidet, auch dann, wenn sie bereits ahnt, dass ein Unglück die Konsequenz der Wahlverwandtschaften sein wird.

Was ursprünglich eine Ehe aus Liebe hätte werden sollen, wurde eine Ehe in „der Erinnerung“ (WV I1, 12) der beiden Protagonist_innen. Diese steht von Anfang an unter einer queeren Prämisse, nämlich der, dass die beiden Eheleute ihr Leben allein verbringen würden, und auch, dass Kinder aus dieser Ehe auszuschließen sind, wie im nachfolgenden Zitat deutlich wird. Dabei handelt es sich nicht nur um zukünftige Kinder, auch Charlottes Tochter und Ziehtochter seien aus der Ehe fernzuhalten – so verlangt es Eduard und Charlotte geht darauf ein:

Meine Einrichtung ist gemacht, dir in allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, in wie fern wir auf diese Weise mit einander ausreichen. [...] Nur daß wir nichts hinderndes, nichts fremdes herein bringen. Bedenke, daß unsre Vorsätze, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewissermaßen nur auf unser beyderseitiges Zusammenseyn bezogen. (WV I1, 13)

In dieser Beziehung stellt sich bereits zu Beginn des Romans die Frage, wer in dieser also die – heteronormativ beschrieben – weibliche, wer die männliche Rolle einnimmt. Charlotte präsentiert sich den Lesenden als der entscheidungsfreudige Charakter, während Eduard als passiv dargestellt wird und später träumerisch seinen Gelüsten nach seiner Geliebten und „Spielkameradin“ nachgeht. Als aktiver Charakter ist es Charlotte, die zunächst versucht, die Wünsche ihres Ehemannes nach Einsamkeit zu verteidigen, die jedoch danach auch entscheidet, die Wahlverwandtschaften zuzulassen und somit den Hauptmann und Ottilie auf das Gut zu holen. Sie emanzipiert sich von den Vorgaben ihres Ehemannes und setzt – auch unter durchaus egoistischen Vorwänden – die Wahlverwandtschaften in Bewegung.

Wenn es um das Thema Scheidung geht, lernen die Leser_innen nur eine explizite Perspektive kennen, nämlich jene von Charlotte. Sie postuliert nicht nur,

dass es ein trauriges Wort ist (vgl. WV I4, 49), sondern widersetzt sich auch mehrere Male Eduards Drängen nach einer Scheidung. Dass Eduard ein Befürworter dieser Tatsache ist, lässt sich wiederholt zwischen den Zeilen herauslesen (vgl. vor allem WV I16, 143–144 und I18, 165), auch wenn er selbst nicht mutig genug ist, Charlotte diesen Vorschlag selbst zu unterbreiten. Er verlässt sich dabei auf die Expertise des Hauptmanns als „Verbündeten“ Charlottes und auf den Mittler, der jedoch kläglich scheitert. Obwohl die Ehe der beiden durch „romanenhafte Treue“ (WV I2, 18) gekennzeichnet ist, wird diese dennoch von Ottilie und den durch sie bewirkten Tod Eduards geschieden.

4.4.5. Ottilie und Eduard

Eduard und Ottilie werden von Beginn an als Paar dargestellt. Sie finden vor allem über ihren Kopfschmerz¹⁸⁸ zueinander, was auch der Grund dafür ist, dass Ottilie überhaupt auf das Gut Eduards und Charlottes kommt. Diese Anziehungskraft zwischen ihnen kommt der von zwei Magneten gleich und manifestiert sich körperlich in dem Kopfschmerz, an dem beide leiden:

Unter andern rief er [Eduard] aus: es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zusammen und wir sitzen gegeneinander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt; so muß das ein Paar artige Gegenbilder ergeben. (WV I5, 60)

„[A]rtige Gegenbilder“ sind die von beiden Protagonist_innen erlittenen Kopfschmerzen jedoch nicht, sie bedingen einander vollkommen, kommen bei Ottilie öfter vor als bei Eduard und stehen bei Eduard stark mit dem Motiv der Erinnerung an Ottilie in Verbindung:

Es plagt mich, versetzte jener [Eduard]; und doch kann ich es nicht hassen: denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch sie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm gestützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum soll ich es nicht tragen, wie sie? Diese Schmerzen sind mir

¹⁸⁸ Für eine Übersicht und kurze Zusammenfassung zum Topos des Kopfschmerzes in den „Wahlverwandtschaften“ siehe Kasztner, Benigna Carolin: Das Werk im Schmerz. Anmerkungen zum Motiv des Kopfschmerzes. In: Hühn, Helmut (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften: Werk und Forschung. Berlin/New York: DeGruyter 2010, S. 367–379, hier: 367–370.

heilsam, sind mir, ich kann beynah sagen, wünschenswerth: denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter schwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind um es zu ertragen. (WV II16, 328)

Wie Magnete fühlen sich Eduard und Ottilie also zueinander hingezogen, jedoch ist diese Hingezogenheit teilweise in einem Überlegenheitsgefühl Eduards über Ottilie bedingt: Im Gegensatz zu seiner Ehefrau kann er über Ottilie Macht auswirken, weil sie ihm weder widerspricht noch sonst wie auffällig in einer Beziehung in Erscheinung tritt. Eduard und Ottilie können nicht ohne einander, aber auch nicht miteinander sein, sind nur im Schmerz vollkommen miteinander verbunden. Ihre vollkommene Verbundenheit erlangen die beiden daher in der Endgültigkeit des Todes. Diese Todessehnsucht lässt sich auch in der Zuschreibung Goethes, Schmerz sei ein Lust-Motiv, wiederfinden.¹⁸⁹

¹⁸⁹ vgl. Jeßnig (1999), S. 311.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Warum also Goethe queer lesen? Ob das Ansinnen, in der vorliegenden Diplomarbeit ein queer reading von Johann Wolfgang von Goethes „Die Wahlverwandtschaften“ geglückt ist und gewinnbringend umgesetzt wurde? Ob eine in der queer theory verortete Lesart neue Perspektiven auf das Werk eröffnet und lohnend weiterverfolgt hat?

Insbesondere Eve Kosofsky Sedgwick's wiederholt zitierte Kurzdefinition von queer als „open mesh of possibilities“ scheint viele Möglichkeiten zu schaffen, sich literarischen Werken neu zu nähern; zweifelsfrei trifft dies auch auf „Die Wahlverwandtschaften“ zu. Ein queeres Lesen der Leerstellen des Romans führt die Leser_innen zu neuen Einsichten in zentrale Aspekte wie Identitätskonstruktionen, Freundschaft und Liebe, in Macht und Machtgefüge, Begehren und Begehrensstrukturen. Einen neuen, alternativen, queeren Blick auf die Darstellung dieser Themen im Roman wird auch Goethes eigener Forderung gerecht, dieses Werk zu lesen und wieder zu lesen, zu entdecken und wieder zu entdecken. Queer ist, einer weiteren oben ausgeführten Definition folgend, was nicht binär festzumachen ist.

Dass die chemische Gleichnisrede eine Schlüsselpassage des Romans ist, ist unbestritten. In einem ersten Lesen gibt sie vor, in chemischen Metaphern über zwischenmenschliche Beziehungen und Affinitäten in Zweiersystemen zu sprechen, über Paarbildungen und Paarneubildungen. Ein queeres Lesen stellt diesen Versuch einer binären Festmachung infrage, lenkt den Blick der Leser_innen ergänzend auf den Aspekt des homosocial desire („Der Mann verlangt den Mann“). Die gängige Argumentation, dass die chemische Gleichnisrede alle weiteren Handlungen im Roman vorwegnehme, ist zudem insofern zu hinterfragen, als die Darstellung der Gleichnisrede dieses homosocial desire bevorzugt, sich im Roman aber heteronormative Paarungen ergeben, die zudem weder stabil noch von Dauer sind. Das heteronormative Begehren zwischen Ottilie und Eduard, dem im Roman viel Raum gegeben wird, ist ein verspieltes, instabiles, unstetes, das sich in seiner Ernsthaftigkeit übernimmt und alleine schon wegen der fehlenden Fundierung unglücklich enden muss. Die

Beziehung dieser beiden unreifen Figuren im Roman kann also auch als zu heteronormativ und zu sehr im Fokus der Wahlverwandtschaften und der unzuverlässigen Erzählinstanz verstanden werden, um weiter von Bestand sein zu können.

Der Beziehung, die sich zwischen Charlotte und dem Hauptmann anbahnt, wird hingegen weder viel Raum gegeben noch von der unzuverlässigen Erzählinstanz entsprechend Beachtung geschenkt, um die Wahlverwandtschaften überdauern zu können, oder auch nur Mutmaßungen über eine mögliche Zukunft dieser Beziehung anstellen zu können. Die beiden Protagonist_innen handeln überlegt und reflektiert, jedoch sind sie durch verschiedene Aspekte der Romanstruktur an gewisse Verhaltensweisen gebunden, um wirklich frei handeln zu können. Dabei kann auch hier hinterfragt werden, ob diese Paarung als in der binären Dimension weiblich-männlich zu verstehen ist – wogegen sich durchaus Argumente finden: Der weibliche Teil dieser Beziehungen agiert ähnlich, wie es heteronormativ gedacht von männlichen Figuren erwartet werden könnte, der ebenfalls heteronormativ männlich agierende männliche Teil dieses weniger beachteten Paares ergänzt diese Beziehung zu einem Ganzen, das in homoerotic desire zu verorten ist. Ein queerer Versuch, diese Beziehung zu fassen, nutzt eben jenes „open mesh of possibilities“, von dem eingangs abermals die Rede war.

Auch eine mögliche religiöse Dimension des Werks kann queer gelesen werden: Der Figur der „heiligen“ Otilie, dem „schönen und lieben Kinde“, wohnen Wesenszüge inne, die diese oberflächlich mitschwingende Heiligkeit ins Gegenteil verkehren. Ein queerer Blick auf die Handlungen dieser Figur zeigt, dass sie weniger als Mittler_in des Guten als vielmehr Katalysator_in des Schlechten (oder Bösen?) auftritt, ohne jedoch diese beiden Pole als gegensätzliches Schwarz-Weiß zu betrachten. Dies wird zunächst in ihren Beziehungen zum Ehepaar Charlotte und Eduard deutlich. Charlotte bemüht sich, jene Person auf das Gut zu holen, die schließlich für ihren Ehemann und für ihren Sohn das größte Unglück bedeuten und jeweils den Tod bringen wird, wobei diese verführerische und korrumpierende Figur abermals starke religiöse Konnotation aufweist. Besonders stark tritt diese Vermischung von „Heiliger“ und

„Unglücksbringerin“ in all ihrer Vielschichtigkeit in der Todesszene des Kindes Otto zutage, als Ottilie, die für den Tod des Kindes verantwortlich zu machen ist, die „kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs“ an ihren Busen drückt. Lässt sich die Identität Ottilies nun darstellen, einfach darstellen, als gut oder böse darstellen? Eine queere, diese gut-böse-Lesart infrage stellende Annäherung an diese Figur zeigt exemplarisch, mit Kosofsky Sedgwick argumentiert, wie identitätsstiftende Merkmale und Konzepte ineinander und miteinander verfließen, was wiederum schlichte, binäre Sichtweisen als weniger gewinnbringend erscheinen lassen.

Wie im Definitionsteil der vorliegenden Arbeit ausgeführt, schließt queer auch jene Ansätze ein, die Identitäten zerbrechen lassen, wofür Eduard als Beispiel gelesen werden kann. Der Roman beginnt in seinem ersten Satz mit einer Beschreibung Eduards: „Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard“ (WV I1, 7). Wenn die Prämissen als stimmig akzeptiert werden, dass Eduard ein in the closet lebender Ehemann in einer Zweckehe ist, der (die maskuline?) Charlotte und den Hauptmann ähnlich begehrt, der in seiner Rolle als Ehemann und Vater unglücklich ist und der die kinderlose, junge Ottilie als seinen Ausweg aus dieser für ihn unglücklichen Lebenskonstellation erachtet, so kann sein Zerbrechen im Roman schlüssig demonstriert werden. Seine nach heteronormativem Muster geführte zweite Ehe mit einer gleichaltrigen Frau („laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, in wie fern wir auf diese Weise mit einander ausreichen.“) hat ganz und gar nicht den Anschein, ihn zu erfüllen. Sein erotisches Begehren fokussiert er vielmehr auf den Hauptmann einerseits und das jungfräuliche schöne/liebe Kind. Letzteres beschenkt er mit dem Köfferchen, dessen mögliche Wirkkraft als heteroerotisches Bild jedoch insofern abgeschwächt wird, als er es weder selbst aussucht noch selbst übergibt. Auch beinhaltet das Köfferchen nicht, wie auf den ersten Blick vielleicht vermutet, das Brautkleid, sondern vielmehr nur Tücher und Stoffe, um dieses Kleid vielleicht zu fertigen. Dieser als zaghaft zu wertende Schritt Eduards weist zumindest darauf hin, dass eine Zukunft mit Ottilie möglich sein kann, was einerseits mit dem Tod des Kindes, andererseits mit Charlottes Zustimmung zu einer Scheidung konkreter scheint. Dass sich Ottilie letztlich jedoch gegen diese Möglichkeit

entscheidet, lässt Eduard, dem die Leser_innen in den ersten Zeilen des Romans als „reichen Baron im besten Mannesalter“ begegneten, zerbrechen und führt zu seinem Tod, nüchtern festgestellt mit dem Satz „Endlich fand man ihn todt.“ (WV II18, 354).

Abschließend sei noch der sogenannte doppelte Ehebruch thematisiert, der, wie in der Arbeit ausgeführt wurde, im Grunde nicht als solcher zu bezeichnen ist, da weder auf der körperlichen Ebene (im vollzogenen Geschlechtsverkehr des Ehepaares Charlotte und Eduard) noch auf der metaphysischen Ebene (im imaginierten Geschlechtsverkehr der jeweils ungebundenen Ottilie und des Hauptmanns) ein solcher stattfindet. Der Zeugungsakt ist jedenfalls ein queerer, ebenso wie das daraus entstehende Kind mit seinen Ähnlichkeiten. Es stellt sich zudem die Frage, ob das Kind überhaupt so gezeugt wurde, wie es heteronormativen Vorstellungen entspricht bzw. wie es uns die unzuverlässige Erzählinstanz kommuniziert. Wie sind körperliche und geistige Zeugung hier im Zusammenspiel zu verstehen? Wie die jeweilige Rolle jeder der vier in die Zeugung involvierten Protagonist_innen? Ist diese Situation nicht schon in sich und aus sich heraus queer, nämlich der Umstand, dass der Geschlechtsverkehr zweier Figuren das Produkt von vier Figuren zur Folge haben kann?

Diese Frage wirft zum Schluss die beinahe etwas unbequeme Frage auf, ob queere Zugänge überhaupt unkonventionell sind und von außen an die Literatur herangetragen werden, wie es für manche vielleicht bei flüchtigem Hineindenken den Anschein hat, oder ob sich queere Lesarten nicht schon allein aus der Literatur selbst heraus aufdrängen, wie zum Beispiel der eben geschilderte Zeugungsakt nahelegt.

Anstatt einer Antwort auf diese Frage sei als Abschluss abermals auf das verwiesen, was queer ausmacht: ein offenes Netz an Möglichkeiten zu bieten, bei Lesarten nicht nur davor/dahinter oder innerhalb/außerhalb zu lesen, sondern auch die Möglichkeit zu nutzen, die Leerstellen *zwischen* den Maschen eines Netzes zu lesen. Leser_innen seien eingeladen, queer zu lesen, Leerstellen selbst zu füllen, und deren Wert selbst zu erkennen.

6. Literaturverzeichnis

6.1. Primärliteratur

GOETHE, Johann Wolfgang von: Die Wahlverwandtschaften. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999 (= Bibliothek der Erstausgaben).

6.2. Sekundärliteratur

ADLER, Jeremy: „Eine fast magische Anziehungskraft“. Goethes Wahlverwandtschaften und die Chemie seiner Zeit. München: C.H. Beck 1987.

AULHORN, Edith: Der Aufbau von Goethes „Wahlverwandtschaften“. In: Rösch, Ewald (Hg.): Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung 113), S. 97–124.

BABKA, Anna und Gerald Posselt: Gender und Dekonstruktion. Begriffe und kommentierte Grundlagentexte der Gender- und Queer-Theorie. (= UTB 4725). Wien: Facultas 2016.

BABKA, Anna und Susanne Hochreiter: Einleitung. In: Babka, Anna und Susanne Hochreiter (Hg. _innen): Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen. Wien: Vienna University Press 2009, S. 11–22.

BENJAMIN, Walter: Goethes Wahlverwandtschaften. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1955.

BUTLER, Judith: Critically Queer. In: Hall, Donald E.; Jagose, Annamarie u.a. (Hg. _innen): The Routledge Queer Studies Reader. New York and London: Routledge 2013, S. 18–31.

CLARET, Bernd J.: Teufel. In: Kasper, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg im Breisgau: Herder ³2000: Sp. 1365.

CONRADY, Karl Otto: Goethe. Leben und Werk. 2. Band: Summe des Lebens. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch 1988.

DEGELE, Nina: Gender/Queer Studies. Eine Einführung (= UTB 2986 Basiswissen Soziologie, hg. dies. und Christian Dries u.a.). Paderborn: Wilhelm Fink 2008.

- DEMČIŠÁK, Ján: Eine Zwischenrevision des Queer Reading. In: World Literature Studies 9/2017(4), S. 35–52.
- EBERHARD-WABNITZ, Margit und Horst Leisering (Hg._innen): Knaurs Buch der Vornamen. München: Knaur 1998.
- ELDRIDGE, Sarah Vandegrift: Novel Affinities: Composing the Family in the German Novel 1795 – 1830. Rochester: Camden House 2016.
- FABER, Eva-Maria: Taufe systematisch-theologisch. In: Kasper, Walter u.a. (Hg._): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg im Breisgau: Herder ³2000: Sp. 1287–1288.
- GOLZ, Jochen: Vorwort. In: Härtl, Heinz: „Die Wahlverwandtschaften“ Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang. Göttingen: Wallstein Verlag 2013 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 76), S. vii–ix.
- GUSTAFSON, Susan E.: Goethe's Families of the Heart. New York: Bloomsbury Academic 2016.
- HALL, Donald E. und Annamarie Jagose: Introduction. In: Hall, Donald E.; Jagose, Annamarie u.a. (Hg._innen): The Routledge Queer Studies Reader. New York and London: Routledge 2013, S. xiv–xx.
- HARK, Sabine: Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. In: Paul, Barbara; Schubarth, Caroline; Tietz, Lüder (Hg._innen): Queer as... – Kritische Heteronormativitätsforschung aus interdisziplinärer Perspektive (unter Mitarbeit von Caroline Schubarth). Bielefeld: transcript 2016, S. 53–72.
- HARK, Sabine: Queer Interventionen. In: Feministische Studien 1993 (Heft 2, Bd. 11), S. 103–109.
- HARK, Sabine: Queer Studies. In: Braun, Christina von und Inge Stephan (Hg._innen): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln, Weimar, Wien: Böhlau ³2013, S. 449–470.
- HARK, Sabine: Total normal? Queer Theorie in der Akademie. In: Babka, Anna und Susanne Hochreiter (Hg._innen): Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen. Wien: Vienna University Press 2009, S. 51–62.
- HÄRTL, Heinz: „Die Wahlverwandtschaften“ Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832. Reprint der Erstausgabe mit neuen Funden als Anhang. Göttingen: Wallstein Verlag 2013 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 76).

- HEINZ, Jutta: „Durch und durch materialistisch“ oder „voll innern heiligen Lebens“? Zur zeitgenössischen Rezeption der *Wahlverwandtschaften*. In: Hühn, Helmut (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften: Werk und Forschung. Berlin/New York: DeGruyter 2010, S. 433–457.
- HERMANN, Elisabeth: Die Todesproblematik in Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Berlin: Schmidt 1998 (Philologische Studien und Quellen 147).
- HOFFMANN, Christoph: Zeitalter der Revolutionen. Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 67/1993, S. 417–450.
- HOHEISL, Karl: Luzifer. In: Kasper, Walter u.a. (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6, Freiburg im Breisgau: Herder (³1997), Sp. 1154.
- HORN, Eva: Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit. München: Fink 1998 (Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 95).
- HÜHN, Helmut: Wirklichkeit und Kunst. 200 Jahre Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Hühn, Helmut (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften: Werk und Forschung. Berlin/New York: DeGruyter 2010, S. 3–23.
- JAGOSE, Annamarie: Queer Theorie. Eine Einführung. Berlin: Querverlag 2001.
- JEßNIG, Benedikt: Nachwort. In: Goethe, Johann Wolfgang: Die Wahlverwandtschaften. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7852. Mit einem Nachwort von Benedikt Jeßnig. Stuttgart: Reclam 1956, S. 263–282.
- JEßNIG, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hg._innen): Metzler Goethe Lexikon. Stuttgart/Weimar: Metzler 1999.
- KASZTNER, Benigna Carolin: Das Werk im Schmerz. Anmerkungen zum Motiv des Kopfschmerzes. In: Hühn, Helmut (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften: Werk und Forschung. Berlin/New York: DeGruyter 2010, S. 367–379.
- KITTLER, Friedrich A.: Otilie Hauptmann. In: Bolz, Norbert W. (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981, S. 260–275.
- KITTLER, Wolf: Goethes Wahlverwandtschaften. Sociale Verhältnisse symbolisch dargestellt. In: Bolz, Norbert W. (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim: Gerstenberg 1981, S. 230–259.

- KOSOFSKY SEDGWICK, Eve: *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. Thirtieth Anniversary Edition. New York: Columbia University Press 2016.
- KOSOFSKY SEDGWICK, Eve: *Queer and now*. In: Hall, Donald E.; Jagose, Annamarie u.a. (Hg._innen): *The Routledge Queer Studies Reader*. New York and London: Routledge 2013, S. 3–17.
- KRAß, Andreas: *Queer Studies – eine Einführung*. In: ders. (Hg._): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 7–30.
- LANGER, Stephanie: *Die Ungewissheit des Todes. Scheintod und Goethes Wahlverwandtschaften*. Diplomarbeit an der Universität Wien 2011.
- LOREY, Christopher / John L. Plews: *Defying Sights in German Literature and Culture: An Introduction to Queering the Canon*. In: Lorey, Christopher / Plews, John L. (Hg._): *Queering the Canon: Defying Sights in German Literature and Culture*. Columbia: Camden House 1998, S. xiii–xxiv.
- LOREY, Christopher / Plews, John L. (Hg._): *Queering the Canon: Defying Sights in German Literature and Culture*. Columbia: Camden House 1998.
- MARTÍNEZ, Matías: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht 1996 (= Palaestra 298), S. 37–89.
- OELLERS, Norbert: *Warum eigentlich Eduard? Zur Namen-Wahl in Goethes „Wahlverwandtschaften“*. In: Kuhn, Dorothea (Hg._in): *Genio huius loci: Dank an Leiva Peterson*. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1982, S. 215–234.
- PERKO, Gudrun: *Wissenschaftstheoretische Grundlagen zu Queer Theory als Hintergrundfolie von Queer Reading*. In: Babka, Anna und Susanne Hochreiter (Hg._innen): *Queer Reading in den Philologien. Modelle und Anwendungen*. Wien: Vienna University Press 2009, S. 69–88.
- RAUCHUT, Franziska: *Wie queer ist Queer? Sprachphilosophische Reflexionen zur deutschsprachigen akademischen „Queer“-Debatte*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2008.
- SAMPAOLO, Giovanni: *Proserpinens Park: Goethes „Wahlverwandtschaften“ als Selbstkritik der Moderne*. Stuttgart: Metzler 2003.
- SCHLAFFER, Heinz: *Namen und Buchstaben in Goethes „Wahlverwandtschaften“*. In: Bolz, Norbert W. (Hg._): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim: Gerstenberg 1981, S. 211–229.
- SCIURIE, Helga: *Taufe*. In: Kasper, Walter u.a. (Hg._): *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 9, Freiburg im Breisgau: Herder ³2000, Sp. 1293.

- STADLER, Johann E.; Heim, F.J. und Ginal, J.N. (Hg._innen): Vollständiges Heiligen-Lexikon. Neusatz und Faksimile der Ausgabe Augsburg 1858 bis 1882. Berlin: Directmedia 2005 (= Digitale Bibliothek, Bd. 206).
- STANZEL, Franz K.: Goethes *Die Wahlverwandtschaften*. Kein „doppelter Ehebruch“! In: Ders.: *Telegonie – Fernzeugung. Macht und Magie der Imagination*. Wien: Böhlau 2008, S. 134–143.
- STEPHAN, Inge: „Schatten, die einander gegenüberstehen“. Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: Dies. (Hg._in): *Inszenierte Weiblichkeit. Codierung der Geschlechter in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. (= Literatur – Kultur – Geschlecht, Kleine Reihe, Bd. 20) Köln: Böhlau 2004, S. 253–275.
- STOPP, Elisabeth: A Romantic reaction to „Die Wahlverwandtschaften“: Zacharias Werner and Goethe. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch*. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft. N.F. Bd. 11. Berlin: Duncker und Humboldt 1970, S. 67–85.
- WALZEL, Oskar: Goethes „Wahlverwandtschaften“ im Rahmen ihrer Zeit. In: Rösch, Ewald (Hg._): *Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung 113), S. 35–64.
- WARNER, Michael: Introduction. In: Warner, Michael (Hg._): *Fear of a queer planet. Queer Politics and Social Theory* (= Cultural Politics, Volume 6). Minneapolis: University of Minnesota Press 1993.
- WELLBERY, David E.: „Die Wahlverwandtschaften“ (1809). Desorganisation symbolischer Ordnungen. In: Lützel, Paul Michael / McLeod, James E. (Hg._): *Goethes Erzählwerk – Interpretationen*. Stuttgart: Reclam 1985, S. 291–318.
- WIETHÖLTER, Waltraud: Legenden. Zur Mythologie von Goethes *Wahlverwandtschaften*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaften und Geistesgeschichte* 56 (1982), S. 1–64.
- WILSON, W. Daniel: *Goethe – Männer – Knaben. Ansichten zur „Homosexualität“*. Berlin: Insel 2012.

6.3. Internetquellen

BABKA, Anna: Sich in der Vorläufigkeit Einrichten oder in-side-out. Postkoloniale Theorie und Queertheorie im Theorie- und Deutungskanon der Germanistischen Literaturwissenschaft. Kakanien Revisited, 22.06.2009, online: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/ABabka1.pdf>, letzter Zugriff am 8. April 2018.

HERRMANN, Kitty: Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: arranca! Nr. 28. Online: <https://web.archive.org/web/20100117203646/http://arranca.nadir.org/arranca/article.do?id=245>, letzter Zugriff am 29. März 2018.

N.N.: Lexikon der Chemie, „Mischen“. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 1998, Online: <https://www.spektrum.de/lexikon/chemie/mischen/5899>, letzter Zugriff am 31. März 2018.

PERKO, Gudrun: Queer-Theorien: Dekonstruktion von Identitätspolitiken und das Modell der Pluralität. In: e-Journal Philosophie der Psychologie 2007(3). Online: <http://www.phps.at/texte/PerkoG1.pdf>, letzter Zugriff am 29. März 2018.

7. Anhang

7.1. Abstract (Deutsch)

Goethe selbst erwähnte wiederholt die systematische Vorgangsweise, nach welcher er seinen dritten Roman „Die Wahlverwandtschaften“ geschrieben und verfasst hat. Ein Beispiel für diese Geplantheit lässt sich in der sogenannten „chemischen Gleichnisrede“ finden, in welcher viele Handlungen des Romans vorausgedeutet werden. Ein nächster logischer Schritt ist es demnach, Goethes Aufforderung nachzukommen, den Roman zumindest drei Mal zu lesen, um ihn voll und ganz erfassen zu können. Auch wenn dieser Art des Lesens nachgekommen worden ist und sich die Lesenden des geplanten Charakters des Werks bewusst sind, so lässt doch jeder Plan Leerstellen offen. Die vorliegende Diplomarbeit füllt nun diese Leerstellen, mit Hilfe einer queer-theoretischen Lesart. Nicht-fixierte Identitätskonstruktionen und Gender-Pluralismen sind 1809 möglich und in literarischen Werken repräsentiert. Selbst wenn heteronormative Ansichten und Beziehungen in den „Wahlverwandtschaften“ eine Hauptrolle einnehmen, so sind alternativen Lesarten dennoch möglich. In der sogenannten „chemischen Gleichnisrede“ werden Affinitäten als fließend und sich ständig ändernd angenommen, genauso wie es auch Identitätskonstruktionen sein können. Wie Eve Kosofsky Sedgwick feststellt, kann queer ein „open mesh of possibilities“ (2013: 8–9) sein und in einer solchen Definition kommt queer reading auch im Rahmen dieser Diplomarbeit zur Anwendung. Es geht nicht darum, gegensätzliche Paare herauszulesen. Vielmehr geht es darum, offensichtliche oder versteckte Leerstellen zu füllen, wie die leeren Maschen eines Netzes. Die Ergebnisse dieses queer readings zeigen, dass die Affinitäten der wahlverwandten Protagonist_innen hochkomplex sind und sich im ständigen Wandel befinden. Zusätzlich spielt die Verteilung der Macht eine Rolle, die die Identitätskonstruktionen der Protagonist_innen nachhaltig beeinflusst.

7.2. Abstract (English)

Goethe argued himself that he planned his novel “Die Wahlverwandtschaften” (“Elective Affinities”) like on a metaphorical drafting table. An example of this high degree of planning would be the “chemical analogy”, wherein everything is foreshadowed and anticipated. It is therefore only logical to follow Goethe’s instructions for reading this novel, as the reader is advised by Goethe himself, as he put it in one of his letters, to read it at least three times in order to understand the full scope of the plot. However, any blueprint – even one diligently drafted by Goethe – leaves gaps to be filled. In this diploma thesis, these blank spaces are read from a queer perspective. In 1809 gender pluralism and multiple gender identities seem possible and out in the open. Even though heteronormativity plays a major role within the novel, discourse and interpretations within and beyond the text level are possible. It is inscribed within Goethe’s definition of the chemical elective affinities that everything seems to be fluid rather than fixed. It is therefore obvious that the protagonists and their identities – any imaginable kind – are to be perceived as something fluid rather than fixed, as well. Eve Kosofsky Sedgwick argued that queer can refer to “the open mesh of possibilities, gaps, overlaps, dissonances and resonances, lapses and excesses of meaning” (2013: 8–9). What the queer reading within this diploma thesis sets out to do is not to look at dichotomies of overt/covert, inside/outside, but much rather focus on what lies within the empty spaces of a mesh. The queer reading of the novel unveils that the affinities among the protagonists are highly complex, corresponding directly to their identity construct in any given situation. Additionally, distribution of power turns out to be different to what it might seem at first glance, influencing ever-changing identity constructs of the protagonists.

7.3. Curriculum vitae

Viktoria Portschy
15. Februar 1990
Österreich

Ausbildung:

1996 – 2000	Zweisprachige Volksschule, 7463 Weiden bei Rechnitz
2000 – 2004	BG/BRG/BORG Oberschützen, bilingualer Zweig
2004 – 2008	BG Oberschützen
2008 – 2009	Lehramtsstudium UF Englisch und UF Biologie und Umweltkunde
seit 2009	Lehramtsstudium UF Englisch und UF Deutsch
seit 2012	Vertragslehrerin an BHS und NMS

Auslandsaufenthalte und Weiterbildung:

2006 – 2007	<i>high school year</i> in Liverpool, Vereinigtes Königreich
Juni 2010	Studienreise nach Temeswar (Rumänien): „Herta Müller und die rumäniendeutsche Exilliteratur“
Juni 2011	Teilnahme an den Ernst-Jandl-Tagen „ernst-jandl-preis für lyrik“ 2011 in Neuberg/Mürz
2012	Au-Pair in Cork, Irland
April 2018	Teilnahme am und Referat im Rahmen des Internationalen Workshop „ <i>Queer Theory in Literary Studies</i> “ in Wien